

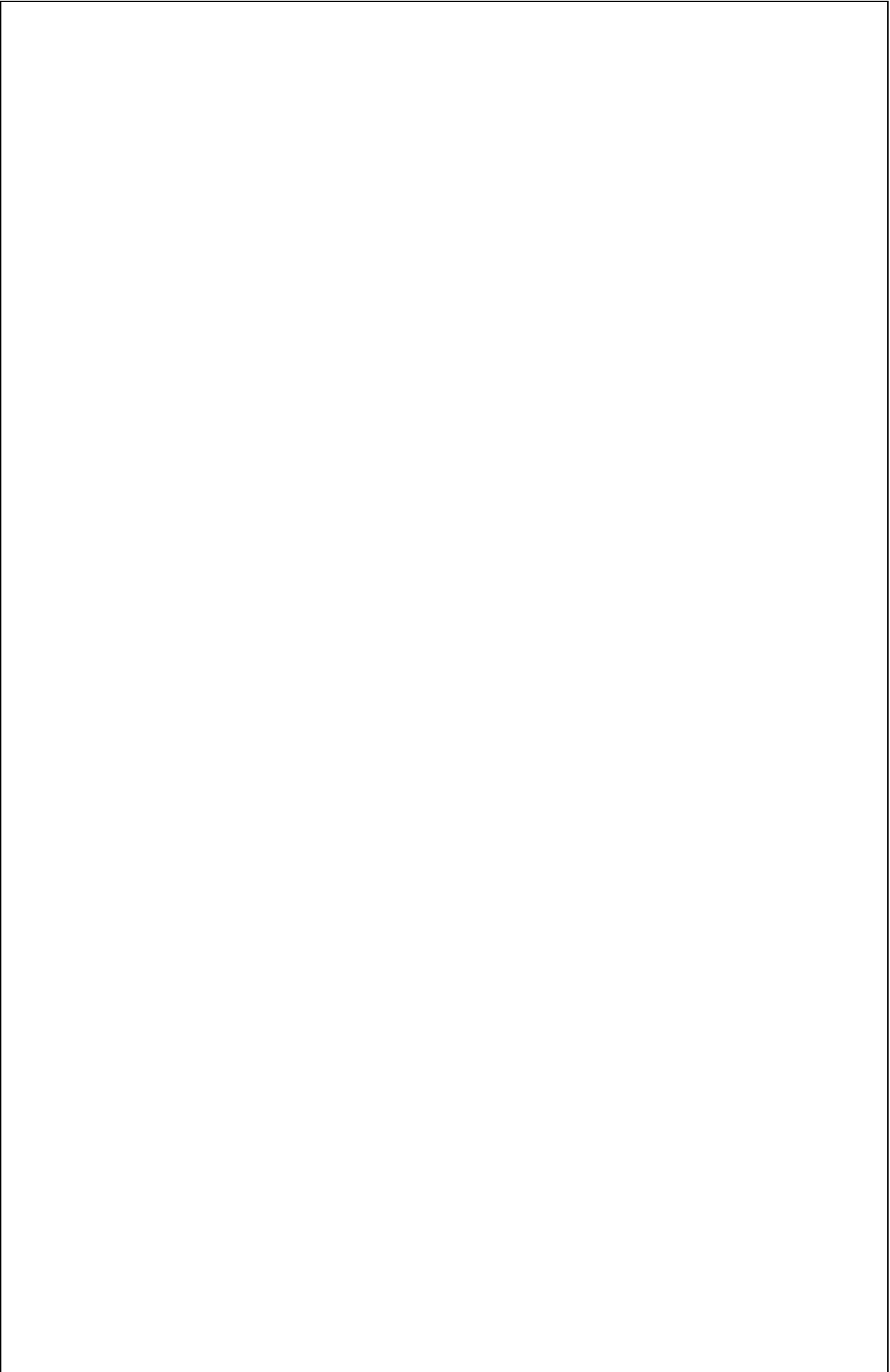
Liber

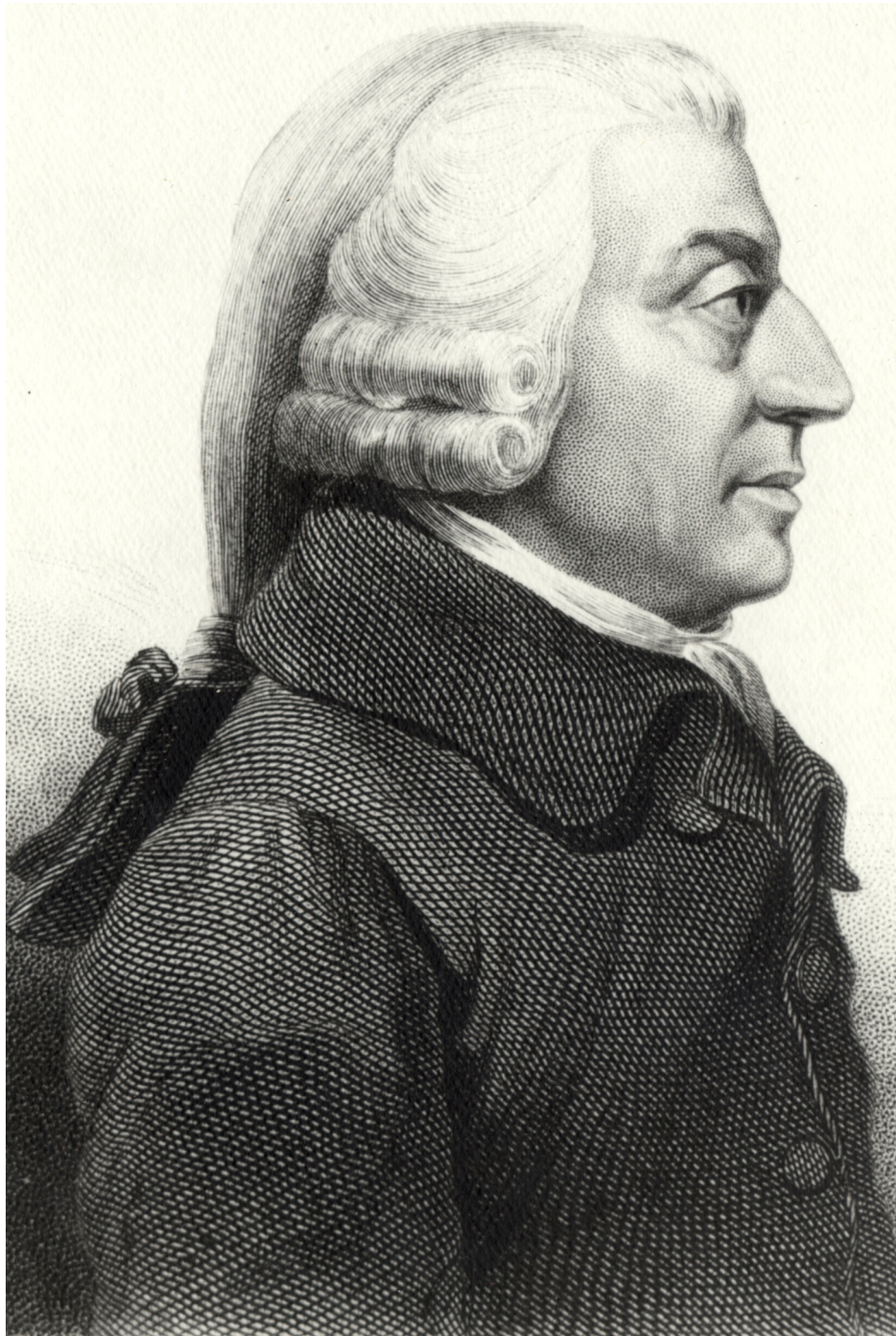


Der ungläubige Thomas

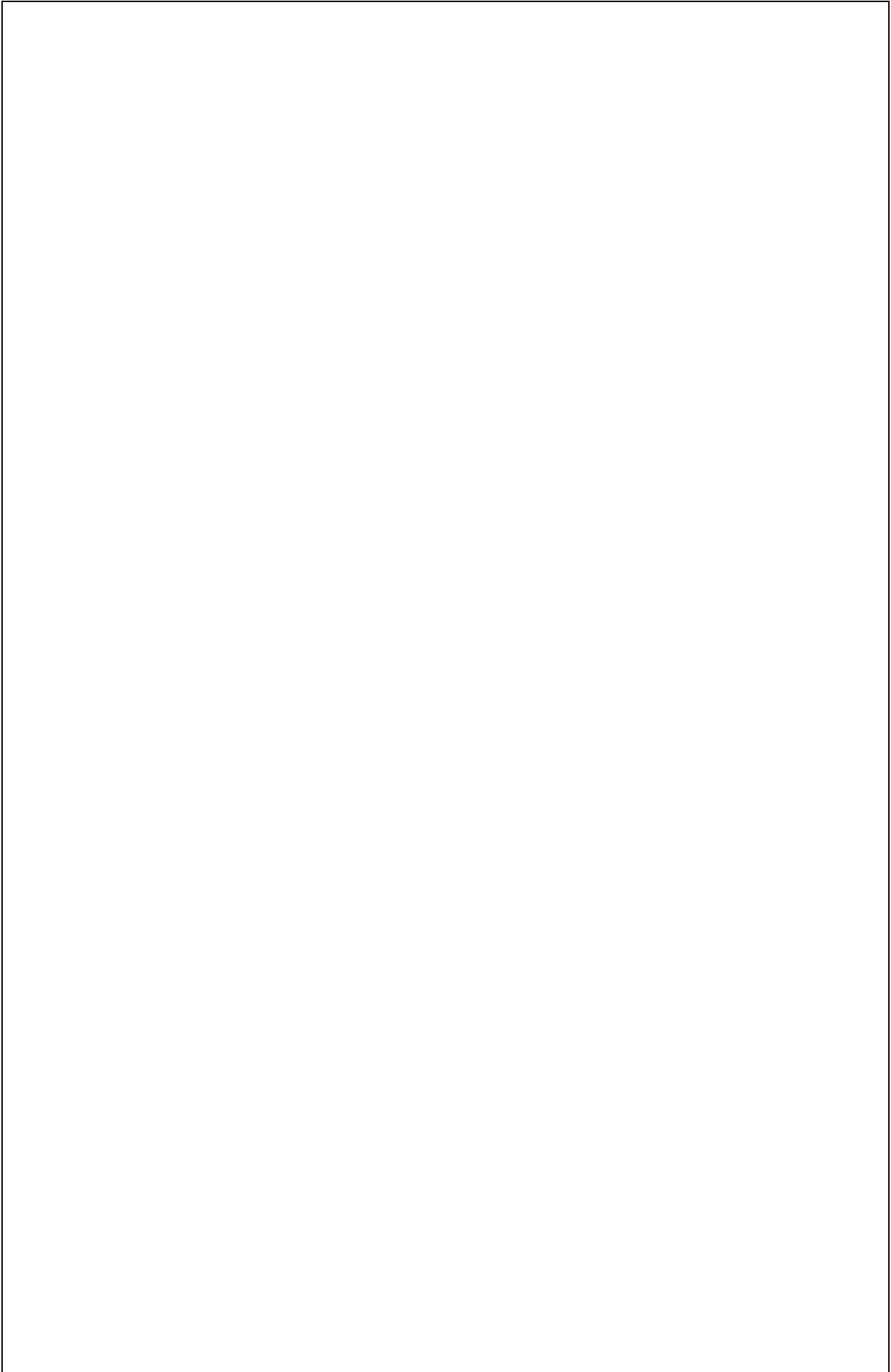
Michelangelo Merisi da Caravaggio

Das Buch Adam



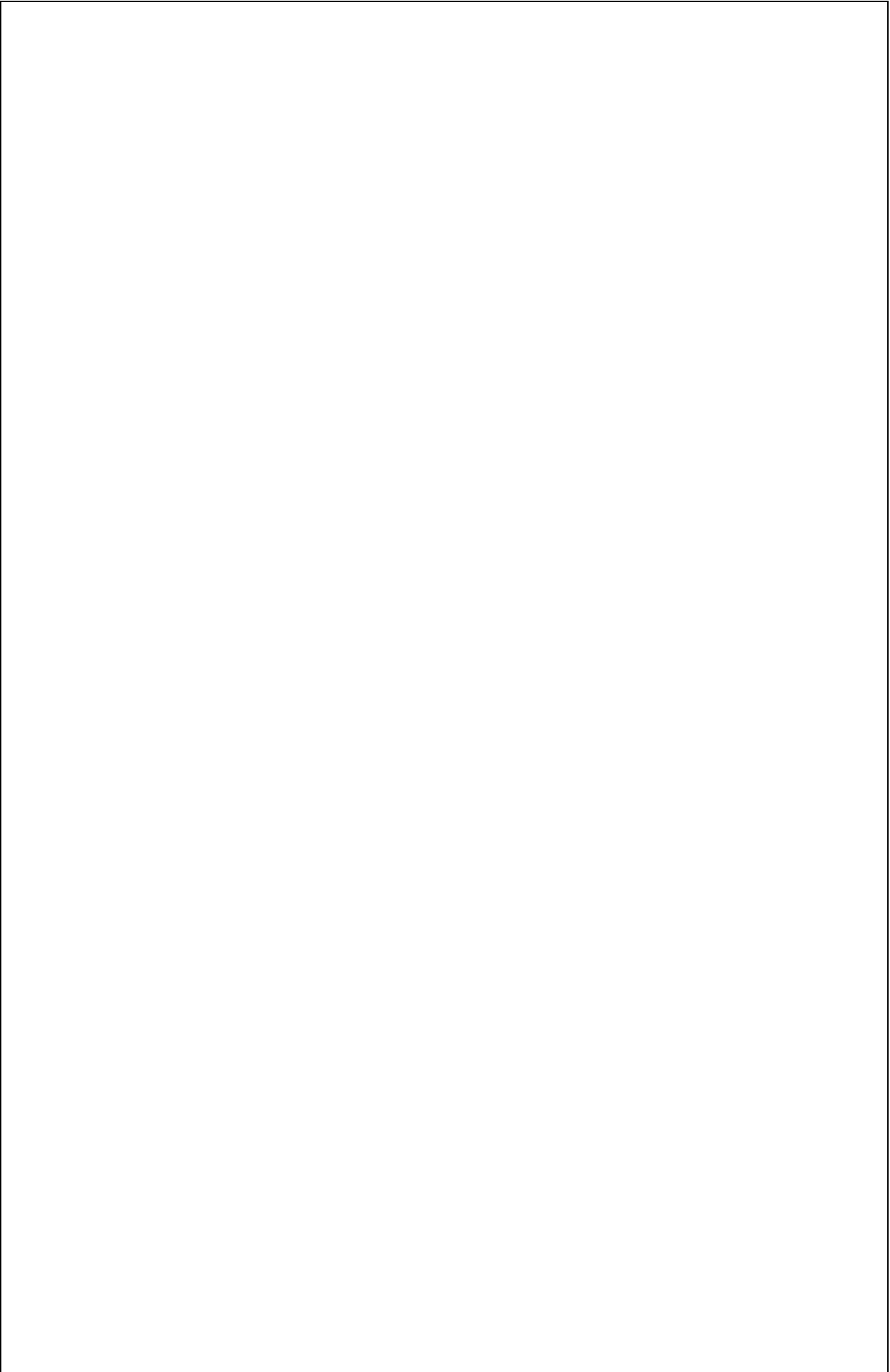


Adam Smith



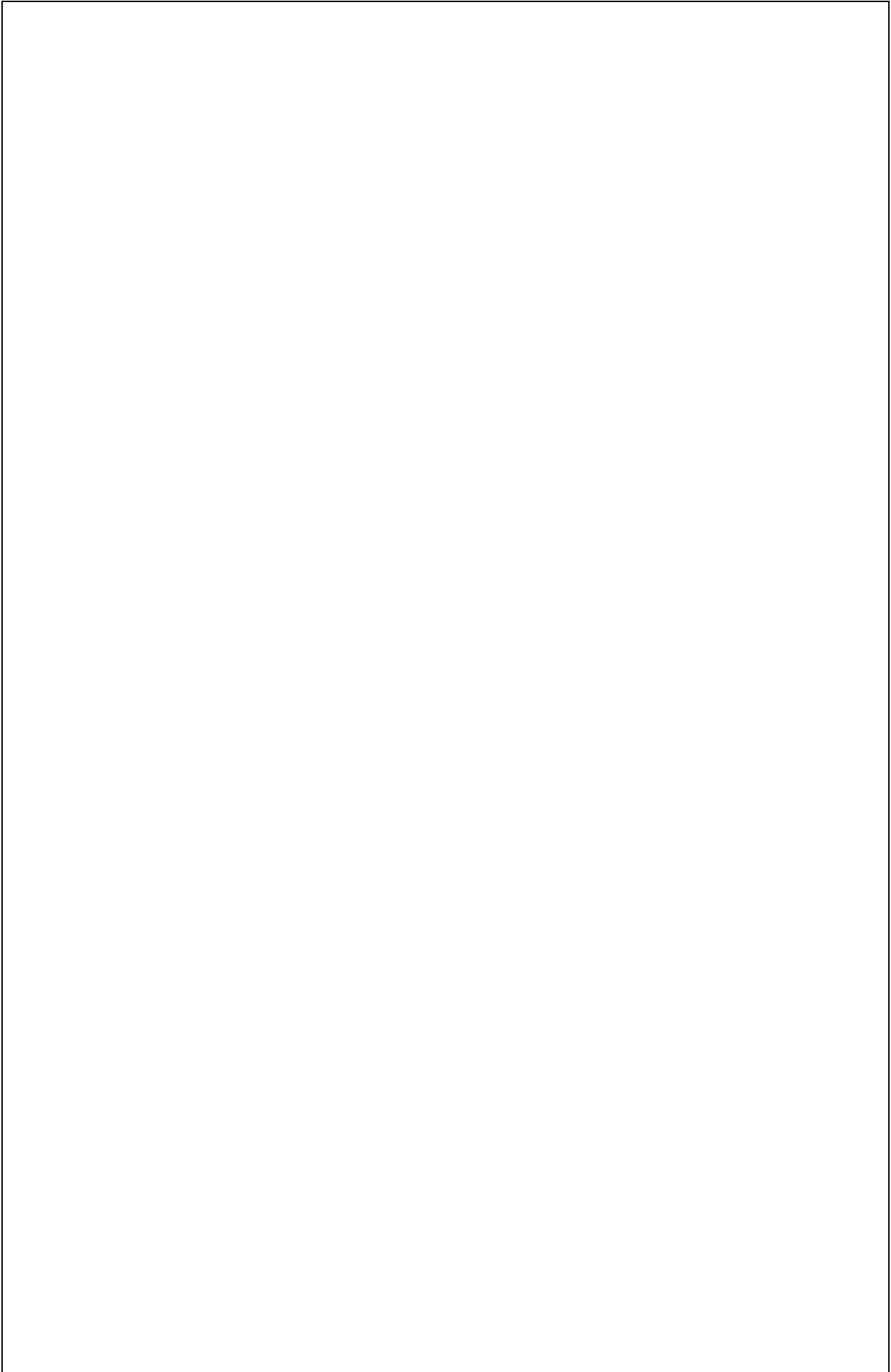
Adam Smith

**Eine Untersuchung
über
das Wesen und die Ursachen
des Wohlstandes der Nationen.**



Inhaltsverzeichnis

§ 1 Von der Teilung der Arbeit	9
§ 2 Von dem Prinzip, das zur Teilung der Arbeit führt	14
§ 3 Die unsichtbare Hand	17
§ 4 Zünfte und Ansässigkeit	19
§ 5 Kolonien	28
§ 6 Aufgaben des Staates	38
§ 7 Justiz	39
§ 8 Bildung	48
§ 9 Kirchen	67
§ 10 Land	88
§ 11 Stadt	96



§ 1 Von der Teilung der Arbeit¹

1. Der größte Fortschritt in den produktiven Arbeitskräften und die Vermehrung der Geschicklichkeit, Gewandtheit und Einsicht, womit die Arbeit irgendwo geleitet oder verrichtet wird, scheint eine Wirkung der Arbeitsteilung gewesen zu sein.

2. Die Wirkungen der Arbeitsteilung in der allgemeinen Gewerbstätigkeit der Gesellschaft lassen sich leichter verstehen, wenn man beachtet, in welcher Weise jene Teilung in einzelnen Gewerben wirkt.

3. Man nimmt gewöhnlich an, daß sie in gewissen, sehr unbedeutenden Gewerben am weitesten getrieben sei.

4. Vielleicht ist sie tatsächlich nicht weiter getrieben als in anderen von größerer Bedeutung; aber in jenen unbedeutenden Gewerben, die nur die beschränkten Bedürfnisse einer nur beschränkten Zahl von Menschen zu befriedigen haben, muß die Zahl der Arbeiter notwendigerweise beschränkt sein, und es können oft alle, die mit den verschiedenen Zweigen der Arbeit beschäftigt sind, in derselben Werkstatt untergebracht sein und von einem Beobachter mit einem Blick übersehen werden.

5. In jenen großen Gewerben dagegen, die das große Ganze des Volkes mit seinen Bedürfnissen zu versorgen haben, beschäftigt jeder einzelne Arbeitszweig eine so große Zahl von Arbeitern, daß es unmöglich ist, sie alle in einer Werkstatt zu vereinigen.

6. Man sieht da selten zu gleicher Zeit mehr als diejenigen, die in einem einzelnen Zweige tätig sind.

7. Obwohl daher in solchen Gewerben die Arbeit tatsächlich in viel mehr Abteilungen zerfällt als in Gewerben von geringerer Bedeutung, so ist die Teilung doch bei weitem nicht so augenfällig und ist deshalb auch viel weniger bemerkt worden.

8. Nehmen wir zum Beispiel ein sehr unbedeutendes Gewerbe, bei dem man je-

doch sehr oft von der Teilung der Arbeit Notiz genommen hat, nämlich das Gewerbe des Nadelmachers.

9. Ein Arbeiter, der für diese Tätigkeit (woraus die Teilung der Arbeit ein eigenes Gewerbe gemacht hat) nicht angelernt wäre, der mit den Gebrauch der dazu verwendeten Maschinen (zu deren Erfindung wahrscheinlich eben dieselbe Teilung der Arbeit Gelegenheit gegeben hat) nicht vertraut wäre, könnte vielleicht mit dem äußersten Fleiß täglich kaum eine, gewiß aber keine zwanzig Nadeln herstellen.

10. In der Tat aber, wie diese Tätigkeit jetzt betrieben wird, ist es nicht nur ein besonderes Gewerbe, sondern sie teilt sich in eine Anzahl von Zweigen, von denen die meisten wiederum besondere Gewerbe sind.

11. Der eine zieht den Draht, ein anderer streckt ihn, ein dritter schneidet ihn ab, ein vierter spitzt ihn zu, ein fünfter schleift ihn am oberen Ende, wo der Kopf angesetzt wird; die Herstellung des Kopfes erfordert zwei oder drei verschiedene Tätigkeiten; sein Ansetzen ist eine besondere Tätigkeit, das Weißglühen der Nadeln eine andere; ja sogar das Einlegen der Nadeln in Papier bildet ein Gewerbe für sich.

12. So ist das wichtige Geschäft der Stecknadelfabrikation in ungefähr achtzehn verschiedene Verrichtungen geteilt, die in manchen Fabrikaten alle von verschiedenen Händen vollbracht werden, während in anderen zuweilen zwei oder drei derselben von einem einzigen Mann besorgt werden.

13. Ich habe eine kleine Fabrik dieser Art gesehen, wo nur zehn Menschen beschäftigt waren und manche daher zwei oder drei verschiedene Verrichtungen zu erfüllen hatten.

14. Obgleich nun diese Menschen sehr arm und darum nur leidlich mit den nötigen Maschinen versehenen waren, so konnten sie doch, wenn sie sich tüchtig ranhielten, an einem Tag zusammen etwa zwölf Pfund Stecknadeln liefern.

15. Ein Pfund Stecknadeln enthält über viertausend Nadeln von mittlerer Größe.

¹ Erstes Buch, erstes Kapitel

16. Diese zehn Personen konnten demnach täglich über achtundvierzigtausend Nadeln herstellen.

17. Da jeder den zehnten Teil von achtundvierzigtausend Nadeln machte, so läßt sich auf jeden täglich viertausendachthundert Nadeln rechnen.

18. Hätten sie dagegen alle einzeln und unabhängig gearbeitet und wäre keiner für diese besondere Tätigkeit angelernt worden, so hätte gewiß keiner zwanzig, vielleicht nicht eine Nadel täglich machen können, das heißt sicher nicht den zweihundertvierzigsten, vielleicht nicht den viertausendachthundertsten Teil von dem, was sie jetzt infolge einer besonderen Teilung und Verbindung ihrer verschiedenen Verrichtungen zu leisten imstande sind.

19. In jeder anderen Kunst und jedem anderen Gewerke sind die Wirkungen der Arbeitsteilung denen, die dieses so wenig bedeutende Geschäft darbietet, ähnlich, obgleich in vielen derselben die Arbeit weder in so viele Unterabteilungen zerlegt noch auf eine so große Einfachheit in der Verrichtung zurückgeführt werden kann.

20. Indessen bewirkt die Arbeitsteilung, soweit sie sich einführen läßt, in jedem Gewerke eine verhältnismäßige Vermehrung der produktiven Arbeitskräfte.

21. Die Trennung der verschiedenen Gewerbe und Beschäftigungen scheint aus diesem Vorteil entstanden zu sein.

22. Auch geht diese Trennung gewöhnlich in denjenigen Ländern am weitesten, die sich auf der höchsten Stufe der Industrie und des Fortschritt befinden; was in einem rohen Gesellschaftszustand das Werk eines einzigen Menschen ist, pflegt in einem fortgeschrittenen das Werk mehrerer zu sein.

23. In jeder fortgeschrittenen Gesellschaft ist der Landmann gewöhnlich nichts als Landmann, der Handwerker nichts als Handwerker.

24. Selbst diejenige Arbeit, die zur Herstellung eines vollständigen Fabrikates nötig ist, wird fast immer unter eine große Anzahl Hände verteilt.

25. Wie viele verschiedene Gewerbe sind nicht mit jedem Zweig der Leinen- und Wollmanufaktur beschäftigt, von den Produzenten des Flachses und der Wolle an bis zu den Bleichern und Manglern der Leinwand oder zu den Färbern und Tuchmachern!

26. Die Natur der Landwirtschaft dagegen erlaubt nicht so viele Unterabteilungen der Arbeit wie die Gewerbe, oder eine so vollständige Trennung einer Tätigkeit von der anderen.

27. Es ist unmöglich, die Tätigkeit des Viehzüchters von der des Kornbauers so völlig zu trennen, wie das Gewerbe des Zimmermanns von dem des Schmiedes gewöhnlich getrennt ist.

28. Der Spinner ist fast immer eine andere Person als der Weber, aber der Pflüger, der Egger, der Sämann und der Schnitter sind oft in ein und derselben Person vereinigt.

29. Da die Gelegenheit zu diesen verschiedenen Arbeitsarten jeweilig mit den verschiedenen Jahreszeiten eintritt, so ist es unmöglich, daß ein Mensch mit einer derselben fortwährend beschäftigt sein kann.

30. Diese Unmöglichkeit einer so völligen Trennung der landwirtschaftlichen Arbeitszweige ist vielleicht der Grund, warum die Steigerungen der produktiven Arbeitskräfte in diesem Gewerbe nicht immer mit ihrer Steigerung in den anderen Gewerben gleichen Schritt halten.

31. Die reichsten Nationen übertreffen allerdings gewöhnlich alle ihre Nachbarn ebensowohl in der Landwirtschaft wie in den Gewerben; sie tun sich jedoch in der Regel mehr durch die Überlegenheit in den letzteren als in der ersteren hervor.

32. Ihre Ländereien sind im allgemeinen besser kultiviert und bringen, da mehr Arbeit und Kosten darauf verwendet sind, im Verhältnis der Ausdehnung und natürlichen Fruchtbarkeit ihres Bodens mehr hervor.

33. Aber dieses Mehr geht selten beträchtlich über das Verhältnis hinaus, das durch das Mehr der Arbeit und der Kosten gegeben ist.

34. In der Landwirtschaft ist die Arbeit des reichen Landes nicht immer viel produktiver als die des armen, oder sie ist wenigstens niemals um so viel produktiver, als es gewöhnlich bei den Gewerben der Fall ist.

35. Es wird daher das Korn des reichen Landes - bei derselben Güte - nicht immer preiswerter zu Markte kommen als das des armen.

36. Das Korn Polens ist bei derselben Güte ebenso preiswert wie das Frankreichs, trotz des höheren Reichtums und der besseren Kultur des letzteren Landes.

37. Das französische Korn ist in den Kornprovinzen ganz ebenso gut und hat in den meisten Jahren ziemlich denselben Preis wie das englische Korn, obgleich Frankreich vielleicht an Reichtum und Kultur gegen England zurücksteht.

38. Und doch sind die englischen Getreideländereien besser kultiviert als die französischen, und die französischen wieder sollen viel besser kultiviert sein als die polnischen.

39. Obgleich aber das arme Land, trotz des tieferen Standes seiner Kultur, mit dem reichen in der Wohlfeilheit und der Güte seines Getreides bis zu einem gewissen Grad wetteifern kann, so kann es jenem doch in seinem Gewerben keine Konkurrenz machen, am wenigsten dann, wenn diese Gewerbe dem Boden, dem Klima und der Lage des reichen Landes angemessen sind.

40. Die französischen Seidenwaren sind besser und billiger als die englischen, weil die Seidenmanufaktur, ganz abgesehen von den hohen Zöllen auf die Einfuhr von Rohseide, zum englischen Klima nicht so gut paßt wie zum französischen.

41. Aber die englischen Stahl- und Wollwaren sind unvergleichlich besser als die französischen und obendrein bei gleicher Güte viel preiswerter.

42. In Polen soll es kaum irgendwelche Gewerbe geben, ausgenommen einige gröbere Hausindustrien, ohne die ein Land nicht wohl bestehen kann.

43. Diese große Vermehrung der Arbeitsmenge, die infolge der Arbeitsteilung die gleiche Zahl von Leuten hervorzubringen imstande ist, beruht auf dreierlei verschiedenen Umständen: erstens auf der gesteigerten Geschicklichkeit jedes einzelnen Arbeiters, zweitens auf der Ersparnis der Zeit, die gewöhnlich bei dem Übergang von einer Arbeit zur anderen verloren geht, und endlich auf der Erfindung zahlreicher Maschinen, die die Arbeit erleichtern und abkürzen und einen einzigen Menschen befähigen, die Arbeit vieler zu verrichten.

44. Erstens: die gesteigerte Geschicklichkeit des Arbeiters vergrößert notwendig die Menge dessen, was er leisten kann; und da die Arbeitsteilung die Tätigkeit eines jeden auf eine einfache Verrichtung einschränkt, und diese Verrichtung zur alleinigen Beschäftigung seines Lebens macht, so steigert sie nun unausbleiblich die Geschicklichkeit des Arbeiters zu einem hohen Grade.

45. Ein gewöhnlicher Schmied, der, wenn er auch den Hammer zu führen gewohnt ist, doch niemals im Nägelmachen geübt wurde, wird, wenn er in einem besonderen Falle dazu gezwungen ist, sicherlich kaum imstande sein, mehr als zwei- oder dreihundert Nägel am Tag zu verfertigen, und diese noch dazu herzlich schlecht.

46. Ein Schmied, der zwar gewohnt ist, Nägel zu machen, dessen alleiniges oder hauptsächliches Geschäft aber nicht das des Nagelschmiedes war, kann selten auch bei äußerstem Fleiß mehr als achthundert bis tausend Nägel am Tag machen.

47. Ich habe mehrere Burschen unter zwanzig Jahren gesehen, die niemals eine andere Tätigkeit als die des Nagelmachens ausgeübt hatten, und die, wenn sie sich tüchtig dranhielten, jeder mehr als zweitausenddreihundert Nägel an einem Tag machen konnten.

48. Das Fertigen eines Nagels ist indessen keineswegs eine der einfachsten Verrichtungen.

49. Ein und derselbe Mensch bläst die Bälge, schürt das Feuer, glüht das Eisen

und schmiedet jeden Teil des Nagels; beim Schmieden des Kopfes ist er sogar genötigt, die Werkzeuge zu wechseln.

50. Die verschiedenen Operationen, in die die Fertigung einer Stecknadel oder eines Metallknopfes zerfällt, sind sämtlich viel einfacher, und die Geschicklichkeit desjenigen, dessen ganzes Leben dieser einzigen Tätigkeit gewidmet war, ist gewöhnlich weit größer.

51. Die Fixigkeit, mit der einige Operationen dieser Manufakturen vollbracht werden, übertrifft alles, was man, solange man es nicht gesehen hat, der menschlichen Hand zugetraut hätte.

52. Zweitens: der Vorteil, der durch Ersparung der im Übergang von einer Arbeit zu anderen gewöhnlich verlorenen Zeit gewonnen wird, ist bei weitem größer, als man sich im ersten Moment vorstellen kann.

53. Es ist unmöglich, sehr schnell von einer Arbeit zu einer anderen überzugehen, die an einer anderen Stelle und mit ganz anderen Werkzeugen verrichtet wird.

54. Ein Weber auf dem Lande, der ein kleines Gut bestellt, muß einen guten Teil Zeit damit verlieren, daß er von seinem Webstuhl aufs Feld und vom Feld zum Webstuhl wandert.

55. Wenn die beiden Tätigkeiten in derselben Werkstatt verrichtet werden können, so ist der Zeitverlust ohne Zweifel weit geringer; indessen ist er auch in diesem Falle sehr ansehnlich.

56. Der Mensch trödelte gewöhnlich ein wenig, wenn er sich von einer Beschäftigung zu einer anderen wendet.

57. An die neue Arbeit gehend, ist er selten besonders eifrig und rasch bei der Hand; sein Geist ist, wie man zu sagen pflegt, noch nicht bei der Sache, und er vertrödelte einige Zeit, bevor er sich wacker ranhält.

58. Die Gewohnheit des Trödelns und des gleichgültigen, lässigen Tuns, die natürlicher- oder vielmehr notwendigerweise jeder Arbeiter auf dem Land annimmt, der die Arbeit und Werkzeuge alle halbe Stun-

de wechseln und jeden Tag seines Lebens auf zwanzigerlei Art sich beschäftigen muß, macht ihn fast durchgehends träge, lässig, und selbst in den dringendsten Fällen jedes angestrengten Fleißes unfähig.

59. Immer muß daher, auch abgesehen von seinem Mangel an Geschicklichkeit, schon dieser Grund allein das Arbeitsquantum, das er zu leisten vermag, beträchtlich heruntersetzen.

60. Drittens und letztens: jeder muß bemerken, wie sehr die Arbeit durch Anwendung geeigneter Maschinen erleichtert und abgekürzt wird.

61. Es ist unnötig, ein Beispiel anzuführen.

62. Ich will daher nur bemerken, daß die Erfindung aller jener Maschinen, durch die die Arbeit so sehr erleichtert und abgekürzt wird, ursprünglich, wie es scheint, der Teilung der Arbeit zu verdanken ist.

63. Leichtere und bequemere Methoden zur Erreichung eines Zweckes werden viel eher entdeckt, wenn die ganze Aufmerksamkeit auf diese einzige Sache gerichtet ist, als wenn sie an eine große Vielfalt von Dingen zerstreut wird.

64. Infolge der Arbeitsteilung richtet sich natürlicherweise die ganze Aufmerksamkeit eines Menschen auf einen höchst einfachen Gegenstand.

65. Es ist daher natürlich zu erwarten, daß einer oder der andere unter denen, die in einem besonderen Arbeitszweig beschäftigt sind, bald leichtere und bequemere Methoden, ihre eigene besondere Arbeit zu verrichten, ausfindig machen werden, wenn die Natur desselben eine solche Vervollkommnung zuläßt.

66. Gar viele Maschinen, die in denjenigen Gewerbe gebraucht werden, in denen die Arbeit am meisten geteilt ist, waren ursprünglich Erfindungen einfacher Arbeiter, die, mit irgendeiner sehr einfachen Operation beschäftigt, natürlich ihre Gedanken darauf richteten, leichtere und bequemere Herstellungsarten ausfindig zu machen.

67. Wer solche Manufakturen häufig besucht hat, dem müssen häufig sehr schöne Maschinen zu Gesicht gekommen sein, die die Arbeiter zu dem Zweck erfunden hatten, ihre eigene Arbeit zu erleichtern und zu beschleunigen.

68. Bei den ersten Dampfmaschinen war ein Knabe fortwährend damit beschäftigt, die Kommunikation zwischen dem Kessel und Zylinder, sowie der Stempel hinauf und hinunterging, abwechselnd zu öffnen und zu schließen.

69. Einer dieser Knaben, der mit seinen Kameraden spielen wollte, bemerkte, daß, wenn er eine Schnur von dem Griff des Ventils, das diese Kommunikation öffnete, an einem anderen Teil der Maschine befestigte, das Ventil sich ohne sein Zutun öffnete und schloß und ihm die Freiheit ließ, sich mit seinen Spielkameraden zu belustigen.

70. Eine der bedeutendsten Vervollkommnungen dieser Maschine seit ihrer Erfindung war so die Entdeckung eines Knaben, der sich die Arbeit ersparen wollte.

71. Doch sind keineswegs alle Vervollkommnungen im Maschinenwesen Erfindungen derjenigen gewesen, die Gelegenheit hatten, die Maschinen zu benutzen.

72. Viele Verbesserungen erfand das Genie der Maschinenbauer, als das Bauen der Maschinen ein besonderes Gewerbe wurde; manche erfand das Genie derjenigen, die wir Philosophen oder Theoretiker nennen und deren Aufgabe es ist, nicht etwas zu machen, sondern alles zu beobachten, und die deswegen oft imstande sind, die Kräfte der entferntesten und unähnlichsten Dinge miteinander zu kombinieren.

73. Im Fortschritt der Gesellschaft wird die Philosophie oder Theorie, wie jeder andere Beschäftigung, die Haupt- oder einzige Tätigkeit und Beschäftigung einer besonderen Klasse von Bürgern und zerfällt, wie jede andere Beschäftigung, in eine große Anzahl verschiedener Zweige, deren jeder einer besonderen Abteilung oder

Klasse von Philosophen zu tun gibt; und diese Arbeitsteilung vergrößert ebenso in der Philosophie wie in jedem anderen Beruf die Geschicklichkeit und Zeitersparnis.

74. Jeder einzelne wird in seinem besonderen Arbeitszweig erfahrener, es wird im ganzen mehr ausgerichtet und die Menge des Wissens beträchtlich vermehrt.

75. Eben die große durch die Arbeitsteilung bewirkte Vervielfältigung der Produkte in allen verschiedenen Künsten ist es, die in einer wohl regierten Gesellschaft jenen allgemeinen Wohlstand hervorbringt, der sich selbst bis zu den untersten Klassen des Volkes erstreckt.

76. Jeder Arbeiter hat über das Quantum seiner eigenen Arbeit hinaus, das er selbst braucht, noch einen großen Teil zur Verfügung, und da jeder andere Arbeiter sich genau in derselben Lage befindet, so ist er imstande, einen großen Teil seiner eigenen Waren gegen einen großen Teil oder, was auf dasselbe hinauskommt, gegen den Preis eines großen Teils der ihrigen zu vertauschen.

77. Er versorgt sie reichlich mit dem, was sie brauchen, und sie versehen ihn ebenso vollkommen mit dem, was er braucht, und es verbreitet sich eine allgemeine Fülle über alle verschiedenen Stände der Nation.

78. Man betrachte nur die Habe des gewöhnlichsten Handwerkers oder Tagelöhners in einem zivilisierten, blühenden Land, und man wird bemerken, daß die Zahl der Menschen, von deren Fleiß ein Teil, wenn auch nur ein kleiner Teil, dazu gebraucht wurde, ihm diese Habe zu verschaffen, alle Berechnung übersteigt.

79. Der wollene Rock zum Beispiel, der den Tagelöhner gekleidet, ist, so grob und gewöhnlich er auch aussehen mag, doch das Produkt der vereinigten Arbeit einer großen Menge von Arbeitern.

80. Der Schäfer, der Wollsortierer, der Wollkämmer oder Krempler, der Färber, der Hechler, der Spinner, der Weber, der Walker, der Appreteur samt vielen anderen, sie alle müssen ihre verschiedenen

Künste vereinigen, um auch nur dieses schlichte Produkt herzustellen.

81. Wie viele Kaufleute und Fuhrleute hatten außerdem damit zu tun, daß Material von den einen Arbeitern zu den anderen, die oft in einem sehr entfernten Teil des Landes wohnen, zu schaffen.

82. Wie viel Handel und Schifffahrt insbesondere, wie viel Schiffbauer, Seeleute, Segelmacher, Seiler mußten ihre Hände regen, um die verschiedenen Drogen zusammenzubringen, die der Färber nötig hat, und die oft von den entlegensten Enden der Welt kommen.

83. Welch vielfältige Arbeit ist ferner nötig, um die Werkzeuge des geringsten unter diesen Arbeitern hervorzubringen!

84. Von so komplizierten Maschinen, wie ein Schiff, eine Walkmühle oder selbst ein Webstuhl ist, gar nicht zu reden, wollen wir nur betrachten, welch vielfältige Arbeit dazu erforderlich ist, jene höchst einfache Maschine, die Schafschere, mit der der Schäfer die Wolle abschert, zu fertigen.

85. Der Bergmann, der Erbauer des Hochofens, der Holzfäller, der Köhler, der Kohlen für die Schmelzhütte bereitet, der Ziegelstreicher, der Maurer, die Arbeiter, die den Ofen zu besorgen haben, der Mühlenbauer, der Grobschmied, der Schmied: sie alle müssen ihre verschiedenen Arbeiten vereinigen, um sie zu erzeugen.

86. Wollten wir auf dieselbe Weise alle verschiedenen Teile seines Anzugs und Hausrates untersuchen, das grobe, leinene Hemd, das er auf dem Leib trägt, die Schuhe, die seine Füße bedecken, das Bett, auf dem er liegt, oder all die verschiedenen Teile, woraus es besteht, den Rost in der Küche, auf dem er seine Speisen zubereitet, die Kohlen, die er dazu braucht und die dem Erdinneren entgraben und ihm vielleicht durch eine lange Land- und Seefahrt zugeführt worden sind, alle anderen Gerätschaften seiner Küche, alles Tischgeschirr, die Messer und Gabeln, die irdenen oder zinnernen Teller, auf denen er seine Gerichte aufträgt und schneidet, die verschiedenen Hände, die mit der Bereitung seines

Brottes und Bieres beschäftigt sind, die Glasfenster, die Wärme und Licht einlassen, Wind und Regen abhalten, samt aller Kenntnis und Kunst, die erforderlich war, diese schöne, glückliche Erfindung vorzubereiten, ohne die diese nördlichen Teile der Erde kaum eine sonderlich behagliche Wohnung erhalten konnten, dazu endlich die Werkzeuge all der verschiedenen Arbeiter, die mit der Hervorbringung der verschiedenen Genußmittel beschäftigt sind - wenn wir, sage ich, alle diese Dinge betrachten und erwägen, welche Mannigfaltigkeit der Arbeit an jedes derselben verwendet wird, so werden wir inne werden, daß ohne den Beistand und die Mitwirkung vieler Tausender nicht der allergeringste Mensch in einem zivilisierten Lande auch nur in der, wie wir sie uns fälschlich vorstellen, leichten und einfachen Art versorgt werden kann, in der er gewöhnlich ausgestattet ist.

87. Verglichen freilich mit dem ausschweifenderen Luxus der Großen muß seine Habe ohne Zweifel außerordentlich einfach und geringfügig erscheinen; dennoch ist es vielleicht wahr, daß der Komfort eines europäischen Fürsten nicht immer so weit über den eines fleißigen und mäßigen Bauern hinausgeht wie der Komfort des letzteren über den so manches afrikanischen Königs, des absoluten Herrn über Leben und Freiheit von zehntausend nackten Wilden.

§ 2 Von dem Prinzip, das zur Teilung der Arbeit führt²

1. Diese Teilung der Arbeit, aus der so viele Vorteile entspringen, ist ursprünglich nicht das Werk menschlicher Weisheit, die die allgemeine Wohlbabenheit, zu der es führt, vorhergesehen und beabsichtigt hätte.

2. Sie ist die notwendige, wenn auch sehr langsam und stufenweise Folge einer gewissen Neigung der menschlichen Natur, die keinen so ausgedehnten Nutzen vor

² Erstes Buch, zweites Kapitel

Augen hat: der Neigung zum Tausch, zum Tauschhandel und zum Umtausch einer Sache gegen eine andere.

3. Ob diese Neigung eines von den ursprünglichen Prinzipien in der menschlichen Natur ist, von denen sich weiter keine Rechenschaft geben läßt, oder ob sie, was mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, die notwendige Folge der Vernunft und des Sprachvermögens ist, das gehört nicht zu unserer gegenwärtigen Untersuchung.

4. Sie ist allen Menschen gemein und findet sich bei keiner Tierrasse, die weder diesen noch eine andere Art von Übereinkommen zu kennen scheint.

5. Zwei Windhunde, die zusammen einen Hasen hetzen, scheinen zuweilen in einer Art von Einverständnis zu handeln.

6. Jeder treibt ihn seinem Gefährten zu oder sucht ihn abzufangen, wenn sein Gefährte ihn ihm zutreibt.

7. Das ist jedoch nicht die Folge eines Übereinkommens, sondern des absichtslosen Zusammentreffens ihrer Begierden in demselben Objekt zu der gleichen Zeit.

8. Kein Mensch hat jemals einen Hund mit einem anderen einen gütlichen und wohlbedachten Austausch eines Knochens gegen einen anderen vornehmen Gegenstand gesehen.

9. Kein Mensch hat jemals ein Tier durch Gebärden und Naturlaute einem anderen andeuten sehen: dies ist mein, dies ist dein; ich bin willens, dies für jenes zu geben.

10. Wenn ein Tier von einem Menschen oder einem anderen Tier etwas erlangen will, so hat es keine anderen Mittel, sie dazu zu bewegen, als die Gunst derer zu gewinnen, deren Dienst es begehrt.

11. Ein junger Hund liebkost seine Mutter und ein Hühnerhund sucht sich seinem bei Tische sitzenden Herrn auf tausenderlei Weise bemerklich zu machen, wenn er von ihm etwas zu fressen haben will.

12. Ein Mensch bedient sich bisweilen derselben Künste seinen Mitmenschen gegenüber, und wenn er kein anderes Mittel hat, sie seinen Wünschen geneigt zu ma-

chen, so sucht er durch jede mögliche knechtische und schweifwedelnde Aufmerksamkeit ihre Willfährigkeit zu gewinnen.

13. Er hat indessen nicht Zeit genug, dies überall zu tun.

14. In einer zivilisierten Gesellschaft braucht er fortwährend die Mitwirkung und den Beistand einer großen Menge von Menschen, während sein ganzes Leben kaum hinreicht, die Freundschaft von ein paar Personen zu gewinnen.

15. In fast jedem anderen Tiergeschlecht ist jedes Individuum, wenn es zur Reife gelangt ist, ganz unabhängig und hat in seinem Naturzustand den Beistand keines anderen lebenden Wesens nötig; der Mensch dagegen braucht fortwährend Hilfe seiner Mitmenschen, und er würde diese vergeblich von ihrem Wohlwollen allein erwarten.

16. Er wird viel eher zum Ziel kommen, wenn er ihren Egoismus zu seinen Gunsten interessieren und ihnen zeigen kann, daß sie ihren eigenen Nutzen davon haben, wenn sie für ihn tun, was er von ihnen haben will.

17. Wer einem anderen irgendeinen Handel anträgt, macht ihm einen Vorschlag.

18. Gib mir, was ich will, und du sollst haben, was du willst, ist der Sinn eines jeden solchen Angebots; und auf diese Weise erhalten wir voneinander den weit-aus größten Teil der guten Dienste, die wir benötigen.

19. Nicht von dem Wohlwollen des Fleischers, Brauers oder Bäckers erwarten wir unsere Mahlzeit, sondern von ihrer Rücksichten auf ihr eigenes Interesse.

20. Wir wenden uns nicht an ihre Humanität, sondern an ihren Egoismus, und sprechen ihnen nie von unseren Bedürfnissen, sondern von ihren Vorteilen.

21. Nur ein Bettler will am liebsten ganz von dem Wohlwollen seiner Mitbürger abhängen.

22. Und selbst ein Bettler hängt nicht völlig davon ab.

23. Die Mildtätigkeit gutherziger Leute verschafft ihm allerdings den ganzen Fonds seines Lebensunterhalts; aber obgleich aus dieser Quelle schließlich alle seine Lebensbedürfnisse befriedigt werden, so versorgt sie ihn doch nicht und kann ihn nicht so versorgen, wie die Bedürfnisse sich gerade zeigen.

24. Der größte Teil seines gelegentlichen Bedarfs wird bei ihm ebenso wie bei anderen Leuten beschafft, durch Übereinkommen, Tausch und Kauf.

25. Mit dem Geld, das man ihm gibt, kauft er sich zu essen; die alten Kleider, die man ihm schenkt, vertauscht er gegen andere alte Kleider, die ihm besser passen, oder gegen Wohnung, Lebensmittel oder Geld, mit dem er Lebensmittel, Kleider, Wohnung, je nachdem er es braucht, sich kaufen kann.

26. Wie wir durch Übereinkommen, Tausch und Kauf den größten Teil der gegenseitigen guten Dienste, die uns nötig sind, erlangen, so führt eben dieselbe Neigung zum Tausch ursprünglich zur Teilung der Arbeit.

27. In einer Horde von Jägern oder Hirten macht zum Beispiel irgendeiner Bogen und Pfeile mit mehr Schnelligkeit und Geschicklichkeit als ein anderer.

28. Er tauscht sie oft bei seinen Gefährten gegen Vieh oder Wildbret um und findet schließlich, daß er auf diese Weise mehr Vieh und Wildbret gewinnen kann, als wenn er selbst auf die Jagd ginge.

29. Die Rücksicht auf sein eigenes Interesse macht daher das Verfertigen von Bogen und Pfeilen zu seinem Hauptgeschäft, und er wird selbst einer Art von Waffenschmied.

30. Ein anderer zeichnet sich im Bau und in der Bedachung ihrer kleinen Hütten oder beweglichen Häuser aus; er gewöhnt sich daran, auf diese Weise seinen Nachbarn nützlich zu sein, die ihn dafür ebenso mit Vieh und Wildbret belohnen, bis er es schließlich in seinem Interesse findet, sich ganz dieser Beschäftigung zu widmen und eine Art von Zimmermann zu werden.

31. Auf dieselbe Art wird ein dritter ein Schmied oder Klempner, ein vierter ein Gerber, der Häute und Felle zubereitet, die hauptsächlichste Kleidung unter den Wilden.

32. Und so spornt die Gewißheit, alle überschüssigen Erzeugnisse seiner Arbeit, die über seinen eigenen Verbrauch hinausgehen, für solche Erzeugnisse anderer, wie er sie gerade braucht, austauschen zu können, einen jeden an, sich einer besonderen Beschäftigung zu widmen und seine eigentümliche Befähigung für diese oder jene Art von Tätigkeit auszubilden und zur Vollkommenheit zu bringen.

33. Die Verschiedenheit der natürlichen Talente bei den verschiedenen Menschen ist in Wahrheit viel geringer, als wir glauben, und die sehr verschiedene Fähigkeit, die Leute von verschiedenem Beruf zu unterscheiden scheint, sobald sie zur Reife gelangt sind, ist in vielen Fällen nicht sowohl der Grund als auch die Folge der Arbeitsteilung.

34. Die Verschiedenheit zwischen den unähnlichsten Typen, etwa zwischen einem Philosophen und einem gemeinen Lastträger, scheint nicht so sehr von Natur vorhanden zu sein, als durch Lebensweise, Gewohnheit und Erziehung zu entstehen.

35. Als sie auf die Welt kamen, und in den ersten sechs bis acht Jahren ihres Daseins waren sie einander vielleicht sehr ähnlich, und weder ihre Eltern noch ihre Freunde konnten eine bemerkenswerte Verschiedenheit gewahr werden.

36. Etwa in diesem Alter oder bald darauf fing man an, sie zu verschiedenen Beschäftigungen anzuhalten.

37. Die Verschiedenheit ihrer Talente beginnt dann in die Augen zu fallen und erweitert sich nach und nach, bis zuletzt die Eitelkeit des Philosophen kaum noch irgendeine Ähnlichkeit anzuerkennen bereit ist.

38. Aber ohne die Lust am Tauschen, Handeln und Auswechseln würde jeder für sich den Bedarf und die Annehmlichkeiten des Lebens sich haben verschaffen müssen.

39. Alle hätten dieselben Obliegenheit zu erfüllen und dasselbe zu tun gehabt, und es hätte somit keine solche Verschiedenheit der Beschäftigung eintreten können, wie sie allein zu einer großen Verschiedenheit der Talente führen konnte.

40. Wie nun dieser Hang jene unter den Menschen verschiedenen Berufs so merkliche Verschiedenheit der Talente bildet, so macht eben dieser Hang jene Verschiedenheit nutzbringend.

41. Viele Tierrassen, die anerkanntermaßen zur selben Art gehören, zeigen von Natur eine viel merkliche Verschiedenheit in den Anlagen, als diejenige ist, die vor der Gewöhnung und Erziehung unter den Menschen vorhanden zu sein scheint.

42. Von Natur ist ein Philosoph an Anlagen und Neigungen nicht halb so sehr von einem Lastträger verschieden als ein Bullenbeißer von einem Windhund, oder ein Windhund von einem Jagdhund, oder der letztere von einem Schäferhund.

43. Dennoch sind diese verschiedenen Tierrassen, obgleich alle zu ein und derselben Art gehörig, einander kaum in irgendeiner Weise nützlich.

44. Die Stärke des Bullenbeißers wird nicht im geringsten durch die Schnelligkeit des Windhundes, die Spürkraft des Jagdhundes oder die Gelehrigkeit des Schäferhundes unterstützt.

45. Die Wirkungen dieser verschiedenen Anlagen und Talente können aus Mangel an der Fähigkeit oder dem Hang zum Tauschen und Wechseln nicht zu einem Gesamtvermögen vereinigt werden und tragen nicht das geringste zu besseren Ausstattung und zum höheren Komfort der Gattung bei.

46. Jedes Tier ist immer gezwungen, sich selbst zu behaupten und zu verteidigen, vereinzelt und unabhängig und hat keinerlei Vorteil von den vielfältigen Talenten, mit denen die Natur seinesgleichen ausgestattet hat.

47. Unter den Menschen aber sind im Gegenteil die unähnlichsten Anlagen einander von Nutzen, in dem die verschiedenen

Produkte ihrer respektiven Talente durch den allgemeinen Hang zu tauschen, zu verhandeln und auszuwechseln sozusagen zu einem Gesamtvermögen werden, aus dem ein jeder den Teil des Produktes von anderer Menschen Talenten kaufen kann, den er nötig hat.

§ 3 Die unsichtbare Hand³

1. Jeder Mensch ist stets darauf bedacht, die vorteilhafteste Anwendung allen Kapitals, über das er verfügt, ausfindig zu machen.

2. Er hat in der Tat nur seinen eigenen Vorteil und nicht den der Nation im Auge; aber natürlicher- oder vielmehr notwendigerweise führt ihn die Bedachtnahme auf seinen eigenen Vorteil gerade dahin, daß er diejenige Kapitalnutzung vorzieht, die zugleich für die Nation die vorteilhafteste ist.

3. Wie nun jedermann nach Kräften sucht, sein Kapital auf den inländischen Gewerbefleiß zu verwenden und diesen Gewerbefleiß so zu leiten, daß sein Produkt den größten Wert erhält, so arbeitet auch jeder notwendig dahin, das jährliche Einkommen der Nation so groß zu machen wie er kann.

4. Allerdings ist es in der Regel weder sein Streben, das allgemeine Wohl zu fördern noch weiß er auch, wie sehr er dasselbe befördert.

5. Indem er den einheimischen Gewerbefleiß dem fremden vorzieht, hat er nur seine eigene Sicherheit vor Augen, und indem er diesen Gewerbefleiß so leitet, daß sein Produkt den größten Wert erhält, beabsichtigt er lediglich seinen eigenen Gewinn und wird in diesen wie in vielen anderen Fällen von einer unsichtbaren Hand geleitet, daß er einen Zweck fördern muß, den er sich in keiner Weise vorgesetzt hatte.

6. Auch ist es nicht eben ein Unglück für die Nation, daß er diesen Zweck nicht hatte.

³ Viertes Buch, zweites Kapitel in Auszügen.

7. Verfolgt er sein eigenes Interesse, so fördert er das der Nation weit wirksamer, als wenn er dieses wirklich zu fördern die Absicht hätte.

8. Ich habe niemals gesehen, daß diejenigen viel Gutes bewirkt hätten, die die Miene annahmen, für das allgemeine Beste Handel zu treiben.

9. Es ist diese Leidenschaft unter Kaufleuten auch nicht sehr häufig, und es bedarf nur weniger Worte, sie davon abzubringen.

10. Welche Gattung des einheimischen Gewerbefleißes er mit seinem Kapital in Gang bringen kann, und bei welcher das Produkt den größten Wert zu haben verspricht, das kann offenbar jeder einzelne Mensch in seiner besonderen Lage weit besser beurteilen, als es ein Staatsmann oder Gesetzgeber für ihn tun könnte.

11. Ein Staatsmann, der sichs einfallen ließe, Privatleuten darüber Vorschriften zu machen, auf welche Weise sie ihre Kapitalien anwenden sollen, würde sich nicht nur eine höchst unnötige Sorge aufladen, sondern sich auch eine Autorität anmaßen, die keinem Senat oder Staatsrat, geschweige denn einem einzelnen Mann mit Sicherheit überlassen werden könnte, und die nirgends so gefährlich sein würde wie in der Hand eines Mannes, der töricht und eingebildet genug wäre, um sich für fähig zu halten, sie auszuüben.

12. Dem Erzeugnis inländischen Gewerbefleißes in irgendeiner besonderen Kunst oder Manufaktur das Monopol des einheimischen Marktes zugestehen, heißt gewissermaßen nichts anderes, als Privatleuten die Art vorzeichnen, wie sie ihre Kapitalien anwenden sollten, und es ist deshalb fast in allen Fällen entweder eine nutzlose oder eine schädliche Maßnahme.

13. Kann das Produkt des einheimischen Gewerbefleißes ebenso preiswert geliefert werden wie das des fremden, so ist die Maßnahme offenbar nutzlos; kann es das aber nicht, so muß sie in der Regel schädlich sein.

14. Bei jedem klugen Hausvater ist es eine Regel, niemals etwas im Hause machen zu lassen, was ihn weniger kosten würde, wenn er es kaufte.

15. Dem Schneider fällt es nicht ein, seine Schuhe zu machen, sondern er kauft sie vom Schuhmacher; dem Schuhmacher fällt es nicht ein, sich seine Kleider zu machen, sondern er beschäftigt den Schneider, und dem Landmann fällt es nicht ein, sich eines oder das andere zu machen, sondern er setzt jene beiden Handwerker in Nahrung.

16. Alle diese Leute finden es in ihrem Interesse, ihren Gewerbefleiß ganz auf diejenige Art anzuwenden, in der sie etwas vor ihren Nachbarn voraus haben, und dann ihren übrigen Bedarf mit einem Teil ihres eigenen Erzeugnisses oder, was dasselbe ist, mit dem Preis eines Teils zu kaufen.

17. Was aber in der Handlungsweise einer Familie Klugheit ist, das kann in der eines großen Reiches wohl schwerlich Torheit sein.

18. Wenn uns ein fremdes Land mit einer Ware preiswerter versehen kann, als wir sie selbst zu machen imstande sind, so ist es besser, daß wir sie ihm mit einem Teil vom Erzeugnis unseres eigenen Gewerbefleißes, in dem wir dem Ausland etwas voraus haben, abkaufen.

19. Der allgemeine Gewerbefleiß des Landes wird dadurch, da er sich immer nach dem in ihn gesteckten Kapital richtet, ebenso wenig vermindert wie der Gewerbefleiß der oben erwähnten Handwerker, und es wird ihm nur überlassen, den Weg ausfindig zu machen, auf dem er am vorteilhaftesten betrieben werden kann.

20. Sicherlich wird sie aber nicht mit dem größten Vorteil betrieben, wenn man ihn auf eine Sache lenkt, die man preiswerter kaufen als fertigen kann.

§ 4 Zünfte und Ansässigkeit⁴

1. Dies sind die Vorteile und Nachteile der bei den verschiedenen Arbeits- und Kapitalanlagen vorkommenden Ungleichheiten, die durch den Mangel eines der drei oben genannten Erfordernisse auch da veranlaßt werden, wo die vollkommenste Freiheit herrscht.
2. Aber zu anderen viel wichtigeren Ungleichheiten gibt die europäische Wirtschaftspolitik dadurch Veranlassung, daß sie den Dingen nicht ihre volle Freiheit läßt.
3. Dies geschieht hauptsächlich auf folgende drei Arten.
4. Erstens dadurch, daß in gewissen Gewerben die Konkurrenz auf eine geringere Anzahl von Mitbewerbern beschränkt wird, als sich sonst darauf einlassen würden; zweitens dadurch, daß in anderen dieselbe höher getrieben wird, als sie ihrer Natur nach kommen würde; drittens endlich dadurch, daß die freie Arbeits- und Kapitalzirkulation sowohl von Gewerbe zu Gewerbe als von Ort zu Ort gehemmt wird.
5. Die Europäische Wirtschaftspolitik veranlaßt eine sehr bedeutende Ungleichheit der Vorteile und Nachteile bei den verschiedenen Arbeits- und Kapitalanlagen dadurch, daß sie in gewissen Gewerben die Konkurrenz auf eine geringere Anzahl von Mitbewerbern beschränkt, als sich sonst darauf einlassen würde.
6. Die ausschließlichen Zunftprivilegien sind das hauptsächlichste Mittel, dessen sie sich zu diesem Zweck bedient.
7. Das ausschließliche Privileg eines Zunftgewerbes schränkt notwendig in der Stadt, in der es betrieben wird, die Konkurrenz auf diejenigen ein, die zur Zunft gehören.
8. Das notwendige Erfordernis zur Erlangung dieser Zünftigkeit ist gewöhnlich das, daß man in derselben Stadt unter

einem gehörig qualifizierten Meister die Lehrjahre bestanden habe.

9. Die Zunftordnungen bestimmen zuweilen die Zahl der Lehrlinge, die einem Meister zu halten gestattet ist, fast immer aber bestimmen sie die Zahl der Jahre, die ein Lehrling dienen muß.
10. Die Absicht dieser beiden Bestimmungen geht dahin, die Konkurrenz auf eine geringere Anzahl einzuschränken, als sich sonst darauf einlassen würde.
11. Dies tut die Beschränkung der Zahl der Lehrlinge direkt, während lange Lehrjahre durch Vermehrung der Erziehungskosten dasselbe mehr indirekt, aber doch ebenso wirksam tun.
12. In Sheffield kann zufolge einer Zunftverordnung kein Messerschmied zu gleicher Zeit mehr als einen Lehrling halten.
13. In Norfolk und Norwich kann kein Webermeister, bei Strafe von £ 5,- monatlich an den König, mehr als zwei Lehrburschen haben.
14. Kein Hutmacher darf in ganz England oder den englischen Kolonien mehr als zwei Lehrburschen haben bei Strafe von £ 5,- monatlich, die halb dem König und halb demjenigen, der ihn bei einem höheren Gerichtshof belangt, zufallen.
15. Diese beiden Bestimmungen sind, obgleich sie durch ein allgemeines Staatsgesetz bestätigt wurden, offenbar von demselben Korporationsgeist diktiert, der die Sheffieldsche Verordnung eingegeben hat.
16. Kaum waren die Seidenwirker in London ein Jahr lang eine Zunft, als sie auch schon eine Verordnung gaben, die jedem Meister untersagte, mehr als zwei Lehrburschen zu gleicher Zeit zu haben.
17. Es bedurfte einer eigenen Parlamentsakte, diese Verordnung umzustoßen.
18. In früheren Zeiten scheinen in ganz Europa sieben Jahre der übliche Zeitraum gewesen zu sein, der für die Dauer der

⁴ Erstes Buch, zehntes Kapitel in Auszügen.

Lehrjahre in den meisten zunftmäßigen Gewerben festgesetzt wurde.

19. Alle solche Zünfte wurden damals Universitäten genannt, was in der Tat der eigentliche lateinische Name für jede Zunft ist.

20. Die Universität der Schmiede, die Universität der Schneider usw., das sind Ausdrücke, denen man in den vergilbten Dokumenten alter Städte oft begegnet.

21. Als jene besonderen Korporationen, die man jetzt eigens Universitäten nennt, gegründet wurden, hat man augenscheinlich den Zeitraum, der zu den Studien bis zur Erlangung des Grades eines Magisters (Meisters) der freien Künste nötig war, nachahmungsweise von der Lehrzeit der gemeinen Gewerbe, deren Zünfte viel älter waren, entnommen.

22. Wie es nötig war, sieben Jahre unter einem gehörig qualifizierten Meister gearbeitet zu haben, wenn man in einem gewöhnlichen Gewerbe berechtigt sein wollte, Meister zu werden und selber Lehrburschen zu halten, so war es nötig, sieben Jahre unter einem gehörig qualifizierten Meister studiert zu haben, um das Recht zu erwerben, in den freien Künsten Magister, Lehrer oder Doktor (in alten Zeiten gleichbedeutende Worte) zu werden, und Schüler oder Lehrlinge (ursprünglich gleichfalls gleichbedeutende Worte) zu haben, die unter einem studierten.

23. Durch ein Statut aus dem fünften Jahr Elisabeths, gewöhnlich das Lehrzeitstatut genannt, wurde bestimmt, daß in Zukunft niemand ein zur Zeit in England betriebenes Handwerk, Gewerbe oder Geschäft betreiben sollte, wenn er nicht zuvor darin wenigstens sieben Lehrjahre bestanden hätte.

24. Und was früher eine bloße Verordnung einzelner Zünfte gewesen war, wurde nun in England das allgemeine Staatsgesetz für alle in Marktstädten betriebenen Geschäfte.

25. Denn wenn auch die Worte des Statuts ganz allgemein lauten, und das

ganze Königreich zu betreffen scheinen, so ist ihre Wirkung doch durch Gesetzesauslegung auf die Marktstädte beschränkt worden, indem man dafür hielt, daß auf dem Lande ein Mensch verschiedene Gewerbe treiben könnte, wenn er auch nicht in jedem sieben Jahre Lehre durchgemacht hätte, da dieselben für den Bedarf der Landleute nötig und doch nicht immer Menschen genug da wären, um für jedes derselben ein paar Hände zu haben.

26. In Frankreich ist die Dauer der Lehrjahre in verschiedenen Städten und Gewerben verschieden.

27. In Paris sind fünf Jahre bei vielen der vorgeschriebene Zeitraum; ehe einer jedoch qualifiziert ist, das Gewerbe als Meister zu treiben, muß er in manchen noch fünf Jahre als Gehilfe arbeiten.

28. In dieser Zeit heißt er der Geselle seines Meisters, und die Zeit selbst heißt Gesellsenschaft.

29. In Schottland gibt es kein allgemeines Gesetz, das die Dauer der Lehrjahre überhaupt bestimmte; die Zeit ist in verschiedenen Zünften verschieden.

30. Da, wo sie lang ist, kann in der Regel ein Teil derselben mit mäßigem Geld abgekauft werden.

31. Auch ist in den meisten Städten eine sehr mäßige Summe hinreichend, die Zunftgerechtigkeit zu kaufen.

32. Die Leinenweber, ein Hauptbetrieb des Landes, und alle anderen für sie arbeitenden Handwerker können ihr Gewerbe in jeder korporierten Stadt kostenfrei ausüben.

33. In allen korporierten Städten steht es jedermann frei, Fleisch an einem vom Gesetz bestimmten Wochentag zu verkaufen.

34. Drei Jahre sind in Schottland die gewöhnliche Zeit der Lehrjahre, selbst in einigen recht schwierigen Gewerben, und im allgemeinen kenne ich kein Land in Europa, wo die Zunftgesetze so wenig drückend sind.

35. Wie das Eigentum, das jedermann an seiner eigenen Arbeit hat, die ursprüngliche Grundlage alles anderen Eigentums ist, so ist es das Heiligste und Unverletzlichste.

36. Das Erbteil eines armen Mannes liegt in der Kraft und Geschicklichkeit seiner Hände, und ihn daran hindern zu wollen, diese Kraft und Geschicklichkeit so anzuwenden, wie er es passend findet, ohne dadurch seinen Nächsten zu schädigen, ist geradezu eine Verletzung dieses heiligsten Eigentums.

37. Es ist ein offenkundiger Eingriff in die gebührende Freiheit des Arbeiters als auch derer, die ihm Arbeit zu geben geneigt sind.

38. Wie es den einen hindert, nach seinem Gutdünken zu arbeiten, so hindert es die anderen, demjenigen Arbeit zu geben, der ihnen der rechte Mann dazu zu sein scheint.

39. Die Beurteilung darüber, ob er sich dazu eignet, die Arbeit zu erhalten, kann ohne Zweifel den Arbeitgebern, deren Interesse dabei so sehr in Anschlag kommt, ganz überlassen werden.

40. Die affektierte Ängstlichkeit des Gesetzgebers, sie könnten die Arbeit einem ungeeigneten Menschen anvertrauen, ist offenbar ebenso ungehörig wie drückend.

41. Die Anordnung einer langen Lehrzeit kann keine Sicherheit dafür gewähren, daß nicht oft unzulängliche Arbeit zum Verkauf angeboten wird.

42. Wenn dies geschieht, so ist gewöhnlich Betrug und Ungeschicklichkeit daran schuld; gegen einen Betrug aber kann auch die längste Lehrzeit keinen Schutz bieten.

43. Ganz andere Verordnungen sind nötig, um diesem Mißbrauch abzuweichen.

44. Die Silberprobe auf Geschirr und die Stempel auf Leinen- und Wollzeug geben dem Käufer weit größeren Schutz als irgendein Lehrzeitgesetz.

45. Auf jene sieht er in der Regel; niemals aber hält es der Mühe wert, zu

untersuchen, ob der Arbeiter eine siebenjährige Lehrzeit bestanden habe.

46. Die Anordnung einer langen Lehrzeit hat nicht den Erfolg, die jungen Leute zum Fleiß anzuhalten.

47. Ein Geselle, der nach dem Stück arbeitet, wird wahrscheinlich fleißig sein, weil er von der Ausübung seines Fleißes einen Vorteil hat; ein Lehrling wird voraussichtlich faul sein und ist dies fast immer, weil er kein unmittelbares Interesse hat, es nicht zu sein.

48. In den niederen Geschäften besteht der Reiz der Arbeit durchaus nur in dem Lohn.

49. Diejenigen, die am raschesten instand gesetzt werden, die Reize derselben zu kosten, werden auch am raschesten Geschmack daran finden und sich frühzeitig an Fleiß gewöhnen.

50. Ein junger Mensch faßt natürlich für eine Arbeit Abneigung, wenn er lange Zeit keinen Gewinn aus ihr zieht.

51. Die Kinder, die auf Kosten der öffentlichen Wohltätigkeit in die Lehre gegeben werden, müssen in der Regel eine längere Reihe von Jahren als üblich darin bleiben und werden daher auch gemeinhin Faulenzer und Taugenichtse.

52. Bei den Alten war das Lehrlingswesen durchaus unbekannt.

53. In jedem neueren Gesetzbuch aber machen die gegenseitigen Pflichten des Meisters und Lehrburschen einen starken Artikel aus.

54. Das römische Gesetz schweigt darüber völlig, und ich kenne kein griechisches oder lateinisches Wort (ich glaube, ich darf behaupten, daß es auch keines gibt), das den Begriff ausdrückt, den wir heute mit dem Wort Lehrbursche verbinden, nämlich einen Diener, der in einem bestimmten Gewerbe eine Reihe von Jahren hindurch zum Vorteil eines Meisters unter der Bedingung zu arbeiten gezwungen ist, daß der Meister ihm dies Gewerbe beibringt.

55. Eine lange Lehrzeit ist durchaus unnötig.

56. Künste, die weit höher stehen als gemeine Gewerbe, wie etwa die der Uhrmacher, enthalten keine solchen Geheimnisse, daß sie einen langen Unterrichtskursus erforderten.

57. Die erste Erfindung so schöner Maschinen freilich, und selbst die Erfindung einiger zu ihrer Fertigung nötigen Instrumente, mußte ohne Zweifel das Resultat eines tieferen Nachdenkens und langer Zeit sein, und kann mit Recht unter die glücklichen Taten des menschlichen Geistes gerechnet werden.

58. Aber nachdem sie einmal vollständig erfunden und wohlverstanden sind, so kann es nicht mehr als den Unterricht einiger Wochen, ja vielleicht nur den einiger Tage erfordern, einem jungen Menschen aufs Vollständigste zu zeigen, wie die Instrumente zu handhaben und die Maschine zu fertigen seien.

59. In den gemeinen mechanischen Gewerken kann ein Unterricht von wenigen Tagen gewiß hinreichen.

60. Allerdings kann die Handfertigkeit selbst in gemeinen Gewerken nicht ohne viel Übung und Erfahrung erworben werden.

61. Aber es würde sich ein junger Mensch mit weit mehr Fleiß und Aufmerksamkeit üben, wenn er von Anfang an als Geselle arbeitete, so daß er nach Verhältnis der geringen Arbeit, die er ausführen könnte, bezahlt würde und seinerseits wiederum die Materialien bezahlte, die er aus Ungeschicklichkeit und Unerfahrenheit zuweilen verdirbt.

62. Seine Erziehung würde auf diese Weise im allgemeinen erfolgreicher und stets weniger unangenehm und kostspielig sein.

63. Es würde freilich der Meister dabei verlieren: er würde allen Lohn des Lehrburschen, den er jetzt für sich behält, ganze sieben Jahre hindurch verlieren; am Ende wäre vielleicht auch der Lehrbursche selbst im Verlust: denn er würde in einem so leicht zu erlernenden Gewerbe mehr Konkurrenten haben, und sein Lohn würde,

sobald er ein ausgelernter Handwerker geworden, viel geringer sein, als er zur Zeit ist.

64. Es würde dieselbe Zunahme der Konkurrenz den Gewinn der Meister und den Lohn der Arbeiter gleich sehr herabdrücken, und Handwerker, Gewerbe und Geschäfte würden alle dabei verlieren.

65. Aber das Publikum würde dabei gewinnen, da die Produkte viel billiger zu Markte kämen.

66. Gerade um dieses Sinken des Preises und, was daraus folgt, des Lohnes und Gewinnes durch Hemmung der freien Konkurrenz, die dazu führen würde, zu verhindern, sind alle Zünfte und die meisten Zunftgesetze eingeführt worden.

.....

67. Die Behauptung, daß Zünfte zu einer besseren Regierung des Gewerbes notwendig seien, entbehrt aller Begründung.

68. Die wahre und wirksame Aufsicht, die über einen Geschäftsmann geführt wird, ist nicht die der Zunft, sondern die seiner Kunden.

69. Die Furcht, ihre Arbeit zu verlieren, ist das, was ihn vom Betrug zurückhält und seine Nachlässigkeit zügelt.

70. Eine privilegierte Zunft schwächt notwendig die Kraft dieser Aufsicht.

71. Man muß dann einer bestimmten Bande von Geschäftsleuten die Arbeit überlassen, mögen sie sie nun gut oder schlecht machen.

72. Dies ist der Grund, warum in mancher großen Stadt kein erträglicher Arbeiter selbst in den notwendigsten Gewerbebezweigen aufzutreiben ist.

73. Will man seine Arbeit erträglich gemacht sehen, so muß man sie in den Vorstädten machen lassen, wo die Arbeiter ohne ein ausschließliches Privileg sind und nur auf ihren Ruf zählen können, um sie dann so gut es geht, in die Stadt einzuschmuggeln.....

74. Die europäische Wirtschaftspolitik bringt auch dadurch, daß sie die freie Zirkulation der Arbeit und des Kapitals

sowohl von Geschäft zu Geschäft als von Ort zu Ort hemmt, in einigen Fällen eine sehr schädliche Ungleichheit der Vorteile und Nachteile hervor.

75. Das Lehrzeitgesetz hemmt die freie Arbeitszirkulation von einem Geschäft zum anderen sogar an ein und demselben Ort.

76. Die ausschließlichen Zunftprivilegien hemmen sie von einem Ort zum anderen sogar in ein und demselben Geschäft.

77. Es kommt häufig vor, daß, während den Arbeitern in dem einen Gewerbe hoher Lohn bewilligt wird, in einem anderen ihnen der bloße Lebensbedarf genügen muß.

78. Das eine ist nämlich in einem blühenden Zustand und hat eine starke Nachfrage nach frischen Arbeitskräften.

79. Das andere hingegen ist rückläufig und der Überfluß an Arbeitskräften nimmt stets zu.

80. Zwei solche Gewerbe können bald in einer und derselben Stadt, bald in einer und derselben Gegend sein, ohne daß sie imstande wären, einander auch nur die geringste Unterstützung zukommen zu lassen.

81. In dem einen Fall widersetzt sich dem das Lehrzeitgesetz und in dem anderen sowohl dieses als die exklusive Zunft.

82. Und doch sind in manchen verschiedenen Gewerben die Operationen einander so ähnlich, daß die Arbeiter leicht aus dem einen in das andere übertreten könnten, wenn jene törichten Gesetze es nicht verböten.

83. Das Weben einfachen Leinens ist z.B. fast ganz dasselbe wie das Weben einfacher Seide.

84. Das Weben einfacher Wolle ist etwas anderes, aber der Unterschied ist so gering, daß ein Seiden- oder Leineweber in wenigen Tagen ein ganz guter Tuchweber werden könnte.

85. Falls nun eines dieser drei Gewerbe in Verfall geriete, so könnten die Arbeiter leicht in einem der beiden anderen, deren Lage glücklicher wäre, Zuflucht finden und

ihr Lohn würde weder in dem blühenden Gewerbe zu hoch noch in dem abnehmenden zu niedrig werden.

86. Die Leinweberei steht zwar in England laut eines eigenen Gesetzes jedermann offen; da sie aber in den meisten Gegenden des Landes wenig betrieben wird, so kann sie den Arbeitern anderer verfallender Gewerbe keine allgemeine Zuflucht bieten, und diese haben überall, wo das Lehrzeitgesetz gilt, keine andere Wahl, als entweder der Gemeinde zur Last zu fallen oder sich als gemeine Tagelöhner zu verdingen, wozu sie sich ihrer bisher gewohnten Lebensart weit weniger schicken als zu irgendeinem anderen Erwerbszweig, der mit dem ihrigen einige Ähnlichkeit hat.

87. Darum ziehen sie es denn auch in der Regel vor, der Gemeinde zur Last zu fallen.

88. Alles, was die freie Zirkulation der Arbeit von einem Geschäft zum anderen hemmt, hemmt auch ebenso gut die des Kapitals, da die Größe des Kapitals, das in einem Geschäftszweig angelegt werden kann, sehr von der Menge der Arbeit abhängt, die darin aufgewendet wird.

89. Doch legen Zunftgesetze der freien Zirkulation des Kapitals von einem Ort zum anderen weniger Hindernisse in den Weg als der Freizügigkeit der Arbeit.

90. Es ist allenthalben für einen reichen Kaufmann leichter, in einer korporierten Stadt ein Handelsprivileg zu erlangen, als es für einen armen Handwerker ist, die Erlaubnis zu erhalten, in ihr arbeiten zu dürfen.

91. Die Hemmung, die Zunftgesetze der freien Arbeitszirkulation auflegen, ist, wie ich glaube, in ganz Europa allgemein; diejenige aber, die durch die Armengesetze bewirkt wird, gehört, so viel ich weiß, England allein an.

92. Sie besteht in der Schwierigkeit für den Armen, in einer anderen Gemeinde als der, zu der er gehört, die Ansässigkeit oder auch nur die Vergünstigung, sein Geschäft betreiben zu dürfen, zu erlangen.

93. Durch Zunftgesetze wird nur die freie Zirkulation der Arbeit der Handwerker und Manufakturisten gehemmt; die Erschwerung der Niederlassung aber hemmt auch die der gemeinen Arbeit.

94. Es ist wohl der Mühe wert, von dem Ursprung, den Fortschritten und dem gegenwärtigen Zustand dieses Übels, des größten vielleicht in der englischen Wirtschaftspolitik, einige Nachricht zu geben.

95. Als die Armen durch die Aufhebung der Klöster der Wohltaten dieser frommen Häuser beraubt worden waren, wurde nach einigen anderen fruchtlosen Versuchen zu ihrer Unterstützung durch ein Gesetz aus dem 43. Regierungsjahr Elisabeths, Kapitel 2, verordnet, daß jede Gemeinde gehalten sein sollte, für ihre Armen zu sorgen, und daß jährlich Armenaufseher bestellt werden sollten, die in Gemeinschaft mit den Kirchenvorstehern eine diesem Zwecke angemessenen Summe durch eine Gemeindeabgabe zu erheben hätten.

96. Dieses Gesetz legte jeder Gemeinde die unerläßliche Pflicht auf, für ihre Armen zu sorgen.

97. Es entstand dadurch die ziemlich wichtige Frage, wer denn als Armer einer Gemeinde zu betrachten sei.

98. Die Frage wurde nach einigen Schwankungen endlich durch Statute aus dem 13. und 14. Regierungsjahr Karls II. entschieden, und es wurde verordnet, daß vierzig Tage eines ungestörten Aufenthalts jedem die Ansässigkeit in einer Gemeinde erwerben sollten.

99. Doch sollte es innerhalb dieser Zeit zwei Friedensrichtern freistehen, wenn vonseiten der Kirchenvorsteher oder Armenaufseher Klage einlief, jeden neuen Einwohner in die Gemeinde, in der er zuletzt gesetzlich ansässig gewesen ist, zu verweisen, wenn er nicht entweder eine Pachtung von £ 10,- jährlichen Zinses übernehme oder dem Kirchspiel, in dem er wohnte, eine solche Sicherheit verschaffte, daß er ihm nicht zur Last fallen werde, wie sie jene Richter hinreichend fänden.

100. Wie es heißt, kamen mehrere Betrügereien infolge dieses Gesetzes vor.

101. Gemeindebeamte bestachen mitunter ihre eigenen Armen, daß sie heimlich in eine andere Gemeinde gingen, und hielten sie vierzig Tage lang dort verborgen, damit sie die Ansässigkeit gewönnen und die Gemeinde, der sie eigentlich angehörten, von ihnen befreit würde.

102. Darum verordnete ein Statut aus dem ersten Regierungsjahr Jacobs II., daß die vierzig Tage ungestörten Aufenthalts, die zum Erwerb der Ansässigkeit erforderlich wären, erst von dem Augenblick an gerechnet werden sollten, in dem jemand einem der Vorsteher oder Armenaufseher der Gemeinde, in der er künftig wohnen wollte, schriftlich seinen Wohnort und die Stärke seiner Familie angemeldet hätte.

103. Indessen waren die Gemeindebeamten nicht immer gegen ihre eigene Gemeinde ehrlicher, als sie ist gegen fremde waren, und drückten bei solchen Einnistungen die Augen zu, indem sie die Anmeldung zwar empfangen, aber keine geeigneten Schritte taten.

104. Da man nun dachte, daß jeder Einwohner einer Gemeinde ein Interesse daran haben müsse, der Belastung durch solche Eindringlinge so weit wie möglich vorzubeugen, so wurde ferner im 3. Regierungsjahr Wilhelms III. verordnet, daß die vierzig Aufenthaltstage erst von da an gerechnet werden sollten, wo die schriftliche Anmeldung sonntags in der Kirche unmittelbar nach dem Gottesdienst öffentlich verlesen worden war.

105. „Nach alledem“, sagt Dr. Burn, „wurde diese Art der Ansässigkeit, die man erst durch einen vierzigtägigen Aufenthalt nach der öffentlichen Vorlesung der schriftlichen Anmeldung erwerben konnte, nur sehr selten erlangt, und der Zweck jener Gesetze ist nicht der, daß jemand die Ansässigkeit erlange, sondern vielmehr der, daß die Ansässigkeit von Leuten, die heimlich in die Gemeinde kommen, hintertrieben werde; denn sich anmelden

heißt nur, die Gemeinde nötigen, daß sie einen wieder wegschaffe.

106. Ist aber die Lage eines Menschen derart, daß es zweifelhaft bleibt, ob er wirklich zurückgeschickt werden dürfe oder nicht, so soll er durch seine Anmeldung die Gemeinde nötigen, ihm entweder dadurch, daß sie ihn vierzig Tage bleiben läßt, eine unbestrittene Ansässigkeit zu bewilligen oder dadurch, daß sie ihn wegschafft, die Sache vor den Richter zu bringen.“

107. Dieses Gesetz machte es also für einen armen Menschen fast unmöglich, auf dem alten Weg durch vierzigstägigen Aufenthalt einen festen Wohnsitz zu gewinnen.

108. Damit es aber nicht schiene, als ob es die gemeinen Leute ganz davon ausschlosse, sich jemals mit Sicherheit in einer anderen Gemeinde anzusiedeln, wurden vier andere Arten festgesetzt, wie ohne eine abgegebene oder öffentlich vorgelesene Anmeldung die Ansässigkeit gewonnen werden könne.

109. Die erste war die, daß man zu den Gemeindeabgaben hinzugezogen wurde und sie bezahlte.

110. Die zweite die, daß man zu einem Gemeindebeamten auf ein Jahr gewählt wurde und dieses Amt diese Zeit über versah.

111. Die dritte die, daß man in der Gemeinde seine Lehrzeit durchmachte.

112. Die vierte endlich die, daß man dort auf ein Jahr in Dienst genommen wurde und ein ganzes Jahr lang in dem gleichen Dienst blieb.

113. Auf eine der beiden ersteren Arten konnte niemand die Ansässigkeit anders als durch einen öffentlichen Gemeindeakt der ganzen Gemeinde erlangen, die dabei wohl auf die Folgen achtgab, die daraus hervorgehen würden, wenn es einen neuen Ankömmling, der zu seinem Unterhalt nur seine Arbeit hatte, durch Zuziehung zu den Abgaben oder durch Wahl zu einem Amt bei sich aufnähme.

114. Auf eine der beiden letzteren Arten kann kein Verheirateter Ansässigkeit erwerben.

115. Ein Lehrbursche ist schwerlich jemals verheiratet.

116. Es ist aber ausdrücklich verordnet, daß kein verheirateter Dienstbote dadurch, daß er auf ein Jahr in Dienst genommen wird, Ansässigkeit erwerben solle.

117. Die Hauptwirkung, die die Einführung einer durch Dienst zu erlangenden Ansässigkeit gehabt hat, ist die gewesen, daß die alte Gewohnheit, auf ein Jahr zu mieten, die früher in England so üblich war, daß noch bis auf den heutigen Tag das Gesetz in jedem Falle, in dem kein bestimmter Termin ausgemacht worden ist, annimmt, daß der Dienstbote auf ein Jahr gemietet sei, größtenteils außer Brauch gekommen ist.

118. Die Herren sind nicht immer Willens, ihren Dienstboten durch Mieten eine Ansässigkeit zu verschaffen und die Dienstboten mögen sich nicht immer so in Dienst geben, weil sie, da immer der letzte Wohnsitz die früheren freimacht, die ursprüngliche Ansässigkeit in ihrem Geburtsort, wo ihre Eltern und Verwandten wohnen, dabei einbüßen könnten.

119. Es ist klar, daß ein unabhängiger Arbeiter, sei er Tagelöhner oder Handwerker, eine neue Ansässigkeit nicht leicht durch Lehr- oder Dienstjahre erwerben wird.

120. Wendete sich ein solcher mit seinem Fleiß in eine neue Gemeinde, so wäre er, so gesund und fleißig er auch sein möchte, der Gefahr ausgesetzt, nach der Laune eines Gemeindevorstehers oder Armenaufsehers wieder entfernt zu werden, wenn er nicht etwa für £ 10,- im Jahr eine Pachtung übernehme (was für einen Menschen, der nur von seiner Arbeit lebt, unmöglich ist) oder eine Sicherheit, die zwei Friedensrichtern genügend erscheine, dafür anböte, daß er der Gemeinde nicht zur Last fallen werde.

121. Welche Sicherheit sie fordern wollen, ist freilich ganz ihrem Gutdünken überlassen.

122. Aber sie können nicht weniger als £ 30,- verlangen, da eine Verordnung vorhanden ist, daß sogar der Kauf eines Freigutes von weniger als £ 30,- Wert kein Ansässigkeitsrecht geben solle, weil es nicht hinreichend sei, die Gemeinde vor der Armenbelastung zu sichern.

123. Dies ist aber eine Sicherheit, die ein Mensch, der von seiner Arbeit lebt, wohl nicht geben kann, und doch wird oft noch eine viel größere Sicherheit gefordert.

124. Um nun einigermaßen jene freie Arbeitszirkulation, die durch diese verschiedenen Gesetze fast ganz aufgehoben war, wiederherzustellen, hat man die Zertifikate erdacht.

125. Im achten und neunten Regierungsjahr Wilhelms III. wurde festgesetzt, daß, wenn jemand aus der Gemeinde, in der er zuletzt gesetzlich ansässig war, ein Zertifikat mitbrächte, das von den Gemeindevorstehern und Armenaufsehern unterschrieben und von zwei Friedensrichtern bestätigt wäre, jede andere Gemeinde ihn aufzunehmen gehalten sei: er sollte nicht schon aus dem Grunde, weil er wahrscheinlich später zur Last fallen würde, sondern nur darum, wenn er wirklich zur Last falle, entfernt werden dürfen, und dann sollte die Gemeinde, die das Zertifikat ausgestellt hatte, verpflichtet sein, die Kosten des Unterhalts und der Fortschaffung zu tragen.

126. Um aber der Gemeinde, zu der sich ein so zertifizierter Mensch wendet, noch mehr Sicherheit zu geben, wurde ferner durch dasselbe Gesetz verordnet, daß er eine Pachtung für £ 10,- im Jahr übernehme oder unentgeltlich ein Jahr lang ein Gemeindeamt verwalte, mithin durchaus nicht durch Anmeldung, Dienst, Lehrlingschaft oder Abgabenzahlung dazu gelange.

127. Auch wurde im zwölften Regierungsjahr der Königin Anna noch verordnet, daß weder die Dienstboten noch

die Lehrburschen solcher zertifizierten Leute in der Gemeinde, in der sie unter dem Zertifikat wohnten, Ansässigkeit erwerben dürften.

128. Inwieweit diese Erfindung die freie Arbeitszirkulation, die durch die früheren Statute fast ganz aufgehoben worden war, wiederhergestellt hat, ersieht man aus folgender höchst scharfsinnigen Bemerkung des Dr. Burn.

129. „Es liegt auf der Hand,“ sagt er, „daß es verschiedene gute Gründe gibt, von Personen, die sich an einem Ort niederlassen wollen, Zertifikate zu verlangen, nämlich weil Personen, die sich mit Zertifikaten niederlassen, weder durch Lehrlingschaft noch durch Dienst, oder durch Anmeldung oder endlich durch Abgabenzahlung ansässig werden können, weil sie weder ihren Lehrlingen noch ihren Dienstboten Ansässigkeit verschaffen, weil man ferner, sobald sie zur Last fallen, sicher weiß, wohin man sie zu bringen hat, und für die Fortschaffung und den Unterhalt in dieser Zeit Rückzahlung erhält, und weil endlich, wenn sie krank werden und nicht fortgeschafft werden können, die Gemeinde, die das Zertifikat ausgestellt hat, sie unterhalten muß.

130. Alles dies kann ohne ein Zertifikat nicht geschehen.

131. Andererseits sprechen diese Gründe ebenso stark dafür, daß die Gemeinden in gewöhnlichen Fällen lieber keine Zertifikate ausstellen.

132. Denn es ist nur allzu wahrscheinlich, daß sie die zertifizierten Personen zurückbekommen werden, und das noch dazu in einem schlechteren Zustand.“

133. Der aus dieser Bemerkung zu ziehende Schluß ist doch wohl der, daß von der Gemeinde, in der ein armer Mann sich niederlassen will, stets Zertifikate gefordert werden, daß aber von der, die er zu verlassen gedenkt, nur sehr selten welche bewilligt werden.

134. Es ist, sagt eben derselbe einsichtsvolle Schriftsteller in seiner

Geschichte der Armengesetze, etwas Hartes in dieser Zertifikatssache, indem es in die Macht eines Gemeindebeamten gestellt wird, einen Menschen gewissermaßen für sein ganzes Leben einzusperren, mag es für ihn auch noch so nachtheilig sein, an dem Ort bleiben zu müssen, wo er das Unglück hatte, sogenannte Ansässigkeit zu erwerben, oder mag er sich die größten Vorteile von einem Aufenthalt an einem fremden Ort versprechen.

135. Obgleich ein Zertifikat kein Zeugnis des guten Betragens enthält und nur bescheinigt, daß sein Inhaber der Gemeinde angehöre, der er wirklich angehört, so steht es doch ganz im Belieben der Gemeindebeamten, es zu verweigern oder zu gewähren.

136. Es wurde einmal beim obersten Gerichtshof beantragt, daß die Gemeindevorsteher und Armenaufseher gezwungen werden sollten, ein Zertifikat auszustellen, aber der oberste Gerichtshof verwarf den Antrag als einen unzulässigen Eingriff.

137. Der so ungleiche Arbeitspreis, der sich häufig in England an Orten findet, die nicht weit voneinander liegen, hat seinen Grund wahrscheinlich in dem Hindernis, das das Ansässigkeitsgesetz einem Armen, der mit seinem Handwerk ohne Zertifikat von einer Gemeinde in die andere wandern möchte, in den Weg legt.

138. Ein einzelner Mann kann zwar, wenn er gesund und fleißig ist, sich zuweilen duldungsweise ohne ein Zertifikat niederlassen.

139. Aber wenn ein Mann mit Frau und Kind es versuchen wollte, so könnte er in den meisten Gemeinden darauf rechnen, fortgeschafft zu werden, und selbst, wenn der einzelne Mann später sich verheiratete, würde er in der Regel weggewiesen werden.

140. Daher kann dem in der einen Gemeinde gefühlten Mangel an arbeitenden Händen nicht immer durch den in einer anderen vorhandenen Überfluß abgeholfen werden, wie das doch in Schottland und,

wie ich glaube in allen anderen Ländern, wo die Ansässigkeit keine Schwierigkeiten bietet, stets der Fall ist.

141. Auch wenn in solchen Ländern zuweilen der Lohn in der Nähe einer großen Stadt, oder wo sonst eine außergewöhnliche Nachfrage nach Arbeit eintritt, ein wenig steigt, und umgekehrt nach dem Maße, wie die Entfernung von solchen Plätzen zunimmt sind, diese wieder auf den gewöhnlichen Satz des Landes gefallen ist, so begegnet man doch niemals so plötzlichen, sonderbaren Verschiedenheiten im Arbeitslohn benachbarter Ortschaften, wie man bisweilen in England findet, wo es oft für einen armen Menschen schwieriger ist, die künstlichen Schranken einer Gemeinde, als einen Meeresarm oder einen hohen Gebirgsrücken, das heißt natürliche Grenzen, die in anderen Ländern manchmal den Arbeitslohn sehr stark verändern, zu überschreiten.

142. Einen Menschen, der sich nichts hat zu Schulden kommen lassen, aus einer Gemeinde, in der er seine Wohnung wählt, zu entfernen, ist eine offenbare Verletzung der natürlichen Freiheit und Gerechtigkeit.

143. Dennoch hat das gemeine Volk in England, das auf seine Freiheit so eifersüchtig ist, aber gleich dem gemeinen Volk in den meisten anderen Ländern nie recht weiß, worin sie besteht, jetzt schon seit länger als einem Jahrhundert es ruhig ertragen, daß es diesem Druck hilflos erliegt.

144. Wenn auch denkende Männer über das Ansässigkeitsgesetz als über ein öffentliches Übel bisweilen geklagt haben, so hat es doch niemals ein so allgemeines Volksgeschrei hervorgerufen, wie das gegen die allgemeinen Verhaftungsbefehle war, die ohne Zweifel auch ein Mißbrauch sind, aber doch nicht leicht eine so allgemeine Bedrückung zur Folge hatten.

145. Denn ich wage zu behaupten, daß es in England kaum einen armen Mann von vierzig Jahren gibt, der nicht zu irgendeiner Zeit seines Lebens durch dieses törichte

Ansässigkeitsgesetz aufs Grausamste gequält worden wäre.

146. Ich schließe dieses lange Kapitel mit der Bemerkung, daß es zwar früher üblich war, den Lohn festzusetzen, und zwar anfänglich durch allgemeine Gesetze, die für das ganze Königreich gegeben wurden, und später durch besondere Anordnungen der Friedensrichter in jeder Grafschaft, daß diese beiden Gewohnheiten aber jetzt ganz abgekommen sind.

147. Nach der Erfahrung von mehr als vierhundert Jahren, sagt Dr. Burn, scheint es endlich Zeit zu sein, daß man alle Versuche, dasjenige unter gemessene Verordnungen zu regeln, was seiner Natur nach der genauen Bestimmung unfähig ist, aufhebe.

148. Denn wenn alle Arbeiter in einem Gewerbe gleichen Lohn erhalten, so hört der Wetteifer auf, und es würde dem Fleiß und Talent kein Raum gegönnt.

.....

§ 5 Kolonien⁵

1. Ein großes Reich bloß um den Zweck stiften zu wollen, um sich ein Volk von Kunden heranzuziehen, scheint auf den ersten Blick ein Projekt zu sein, daß sich nur für eine Nation von Krämern schickt.

2. Es ist aber ganz und gar nicht ein einer Krämernation würdiges Projekt, wohl aber einer Nation durchaus angemessen, deren Regierung von Krämern geleitet wird.

3. Solche Staatsmänner, und solche Staatsmänner allein, sind imstande, sich einen Vorteil dabei zu denken, wenn sie das Blut und die Schätze ihrer Mitbürger verschwenden, um ein solches Reich zu gründen und zu behaupten.

4. Man sage zu einem Krämer: Kaufe mir ein gutes Landgut, und ich will dagegen stets meine Kleider in deinem Laden kaufen, wenn ich sie auch etwas teurer bezahlen müßte, als ich sie in anderen Läden

bekommen kann; und man wird ihn nicht sehr willig finden, auf diesen Vorschlag einzugehen.

5. Wenn dir aber eine andere Person ein solches Landgut kaufte, so würde der Krämer deinem Wohltäter sehr verbunden sein, wenn dieser dich verpflichtete, alle deine Kleider in seinem Laden zu kaufen.

6. England kaufte für einige seiner Untertanen, denen es zu Hause nicht wohl ging, ein großes Gut in einem fernen Land.

7. Der Preis war freilich sehr gering und betrug, statt einer Grundrente von dreißig Jahren, des gewöhnlichen Preises für Land in unserer Zeit, wenig mehr als die Kosten der Ausrüstung verschiedener Schiffe, die die erste Entdeckung machten, die Küste untersuchten und vom Land einen erdichteten Besitz nahmen.

8. Das Land war gut und von großem Umfang, und da die Anbauer eine Menge vortrefflichen Bodens zu bearbeiten fanden und eine Zeitlang ihre Produkte verkaufen durften, wohin sie wollten, so wurde aus ihnen im Laufe von wenig mehr als dreißig oder vierzig Jahren (von der 1620 bis 1660) ein so zahlreiches und blühendes Volk, daß die Krämer und übrigen Handelsleute Englands begierig wurden, sich des Alleinhandels mit diesen Kunden zu versichern.

9. Ohne daher auch nur vorzugeben, daß sie entweder zu dem ursprünglichen Ankaufsgeld oder zu den späteren Kulturkosten einen Beitrag gemacht hätten, kamen sie beim Parlament darum ein, daß die Anbauer von Amerika in Zukunft auf ihren Laden allein angewiesen würden, so daß sie erstens alle europäischen Güter, die sie brauchten, von ihnen kaufen und zweitens alle diejenigen eigenen Produkte, die die englischen Handelsleute zu kaufen für gut fänden (denn sie fanden es nicht für gut, alles zu kaufen), an sie verkaufen müßten.

10. Gewisse Produkte hätten, wenn sie nach England gebracht worden wären, manchen englischen Industriezweig beeinträchtigen können.

11. Daher überließen sie es den Kolonisten gern, diese Produkte zu verkaufen, wo

⁵ Viertes Buch, siebtes Kapitel, dritter Teil in Auszügen

sie konnten - je entfernter, desto besser -, und schlugen deshalb vor, daß ihr Markt auf die Länder südlich von Kap Finisterre beschränkt werden möchte.

12. Eine Klausel in der berühmten Schiffahrtsakte machte diesen wahrhaft Krämermäßigen Vorschlag zu einem Gesetz.

13. Die Behauptung dieses Monopols ist bisher der hauptsächlichste oder, vielleicht richtiger gesprochen, der einzige Zweck der Herrschaft gewesen, die sich Großbritannien über seine Kolonien anmaßt.

14. Man glaubt, in dem ausschließlichen Handeln bestehe der große Nutzen von Provinzen, die zur Unterhaltung der Zivilregierung und zur Verteidigung des Mutterlandes niemals weder einen Beitrag noch eine Kriegsmacht hergegeben haben.

15. Das Monopol ist das Hauptzeichen ihre Abhängigkeit, und es ist die einzige Frucht, die man bisher von dieser Abhängigkeit gehabt hatte.

16. Aller Aufwand, den Großbritannien bisher zur Behauptung dieser Abhängigkeit gemacht hat, ist in Wirklichkeit zur Unterstützung des Monopols gemacht worden.

17. Der Aufwand bestand in gewöhnlichen Friedenszeiten vor dem Anfang der gegenwärtigen Unruhen in dem Sold von zwanzig Infanterie - Regimentern, in der Unterhaltung der Artillerie, der Magazine und außerordentlichen Vorräte, womit sie versehen werden mußten, und in den Kosten einer sehr ansehnlichen Seemacht, die fortwährend vor den unermesslichen Küsten Nordamerikas und unserer westindischen Inseln die Schmugglerschiffe abzuhalten hatte.

18. Dieser ganze Aufwand in Friedenszeiten war dem Einkommen Großbritanniens aufgebürdet und war dennoch das geringste von dem, was die Herrschaft über die Kolonien das Mutterland gekostet hat.

19. Wollte man den ganzen Betrag wissen, so müßte man zu diesen jährlichen Kosten in Friedenszeiten noch die Zinsen von den Summen hinzurechnen, die Großbritannien, weil es einmal die Kolonien als

seiner Herrschaft unterworfenen Provinzen ansah, bei verschiedenen Gelegenheiten zu ihrer Verteidigung ausgegeben hat.

20. Man müßte insbesondere die gesamten Kosten des letzten und einen großen Teil der Kosten des vorletzten Krieges hinzurechnen.

21. Der letzte (siebenjährige) Krieg war durchaus ein die Kolonien betreffender Zwist, und aller Aufwand desselben, in welchem Teil der Welt er auch gemacht worden ist, ob in Deutschland oder in Ostindien, wäre mit Recht auf Rechnung der Kolonien zu setzen.

22. Er belief sich auf mehr als neunzig Millionen Pfund Sterling, mit Einschluß nicht nur der neuen Schuld, sondern auch der Erhöhung der Landsteuer um zwei Schilling auf das Pfund Sterling, und der jedes Jahr von dem Tilgungsfonds erborgten Summen.

23. Der spanische Krieg, in der 1739 begann, war meistens ein die Kolonien betreffender Zwist.

24. Sein Hauptzweck war, das Durchsuchen der Kolonialschiffe, die einen Schmuggelhandel nach dem spanischen Festland trieben, zu verhindern.

25. Dieser ganze Aufwand bildet in der Tat eine Prämie, die zur Behauptung eines Monopols gegeben worden ist.

26. Der angebliche Zweck war Ermunterung der Manufakturen und Vergrößerung des britischen Handels; die wirkliche Folge aber war eine Erhöhung des kaufmännischen Gewinnsatzes und eine Befähigung unserer Kaufleute, in einen Handelzweig, bei dem die Zahlungen langsamer und später als bei den meisten übrigen eingeht, ein größeres Kapital zu stecken, als sie sonst getan haben würden.

27. Hätte eine Prämie diese beiden Folgen abwenden können, so wäre es vielleicht sehr gut gewesen, eine solche Prämie zu geben.

28. Bei der gegenwärtigen Verwaltungsart hat Großbritannien von der angemaßten Herrschaft über seine Kolonien nur Schaden.

29. In diesen beiden Kriegen kosteten die Kolonien Großbritannien weit mehr als doppelt die Summe, auf die sich die Nationalschuld vor dem Anfang des ersten von ihnen belief.

30. Wären diese Kriege nicht gewesen, so könnte diese Schuld heute ganz bezahlt sein und würde es auch wahrscheinlich sein; und hätten wir keine Kolonien gehabt, so würde der erste von jenen Kriegen wahrscheinlich und der letzte gewiß nicht unternommen worden sein.

31. Weil man die Kolonien als Provinzen des britischen Reiches ansah, darum machte man einen solchen Aufwand für sie.

32. Aber Länder, die zu der Unterstützung des Reiches weder Einkünfte noch eine Heeresmacht stellen, können nicht als Provinzen angesehen werden.

33. Man kann sie etwa als Zugabe, als eine Art von glänzender und prunkvoller Ausstattung des Reiches betrachten.

34. Wenn aber das Reich nicht länger imstande ist, die Kosten dieser Ausstattung zu bestreiten, so sollte sie es aufgeben, und wenn es seine Einkünfte nicht nach Maßgabe seiner Ausgaben erhöhen kann, so sollte es wenigstens seine Ausgaben nach seinen Einkünften einrichten.

35. Sollen die Kolonien trotz ihrer Weigerung, sich den britischen Steuern zu unterwerfen, noch weiterhin als Provinzen des britischen Reiches angesehen werden, so kann es wohl geschehen, daß ihre Verteidigung in einem künftigen Krieg Großbritannien ebenso viel Aufwand verursacht, wie jemals um ihretwillen gemacht werden mußte.

36. Die britischen Staatsmänner haben seit mehr als einem Jahrhundert dem Volk mit der Einbildung geschmeichelt, daß es jenseits des atlantischen Meeres ein großes Reich besitze.

37. In der Tat bestand dieses Reich bis jetzt nur in der Einbildung.

38. Es war bis jetzt nicht ein wirkliches, sondern ein projektiertes Reich; es war nicht eine wirkliche, sondern eine projektierte Goldgrube.

39. Und dieses Projekt hat ungeheure Summen gekostet und kostet sie noch und wird sie, wenn man es wie bisher verfolgt, auch ferner kosten, ohne daß auch nur ein wahrscheinlicher Gewinn davon zu erwarteten wäre: denn die Wirkungen des Handelsmonopols mit den Kolonien sind, wie oben gezeigt wurde, für die große Masse des Volkes nicht ein Gewinn, sondern ein Verlust.

40. Es ist wahrlich Zeit, daß unsere Staatsmänner entweder den goldenen Traum, den sie bisher selbst vielleicht nicht weniger als das Volk geträumt haben, verwirklichen oder daß sie sowohl selbst daraus erwachen als auch das Volk daraus zu erwecken suchen.

41. Kann das Projekt nicht zur Ausführung kommen, so muß man es aufgeben.

42. Können gewisse Provinzen des britischen Reiches nicht dazu gebracht werden, zur Aufrechterhaltung des ganzen Reiches beizutragen, so ist es wahrlich Zeit, daß Großbritannien sich von den Kosten freimache, die die Verteidigung jener Provinzen in Kriegszeiten und ihre Zivil- und Militärverwaltung in Friedenszeiten verursacht, und daß es dahin strebe, seine künftigen Pläne und Aussichten nach der wirklichen Mittelmäßigkeit seiner Umstände einzurichten.

43. Vorschlagen, daß Großbritannien alle Herrschaft über seine Kolonien freiwillig aufgeben und es ihnen überlassen solle, sich ihre Obrigkeiten selbst zu wählen, sich selbst Gesetze zu geben und nach ihrem eigenen Gutbefinden Krieg und Frieden zu schließen, hieße eine Maßregel vorschlagen, die noch keine Nation in der Welt angenommen hat oder jemals annehmen wird.

44. Noch nie gab eine Nation freiwillig die Herrschaft über eine Provinz auf, so beschwerlich es auch sein mochte, sie zu regieren, und so gering auch das Einkommen war, daß sie in Verhältnis zu den Ausgaben, die sie verursachte, lieferte.

45. Solche Opfer sind, wenngleich sie oft dem Interesse der Nation entsprechen

mögen, doch alle Zeit für ihren Stolz kränkend und, was vielleicht noch wichtiger ist, immer dem Privatinteresse des regierenden Theils derselben entgegen, weil dieser dadurch der Macht, eine Anzahl angesehener und einträglicher Ämter zu vergeben, und vieler Gelegenheiten, Reichtum und Ehre zu erwerben, beraubt wird, - Vorteile, die der Besitz der unruhigsten und für die Gesamtheit des Volkes uneinträglichsten Provinz den Regenten derselben doch fast immer gewährt.

46. Es könnte daher kaum der abenteuerlichste Enthusiast eine solche Maßregel vorschlagen und ernstlich hoffen, daß sie angenommen werden würde.

47. Ginge man aber darauf ein, so würde Großbritannien nicht nur sogleich von dem ganzen jährlichen Aufwand, den die Kolonien in Friedenszeiten verursachen, frei, sondern es könnte auch mit ihnen einen Handelsvertrag schließen, der ihm sicher einen ganz freien Handel verschaffte, von dem dann die Gesamtheit des Volkes größeren Vorteil zöge, wenngleich freilich die Kaufleute, die jetzt das Monopol haben, dabei etwas zu kurz kämen.

48. Indem beide so als gute Freunde schieden, würde die natürliche Liebe der Kolonisten zu dem Mutterland, die durch unsere neuerlichen Zwistigkeiten beinahe erloschen ist, schnell wieder aufleben.

49. Sie würde sie geneigt machen, nicht nur den Handelsvertrag, den sie bei der Trennung von uns schlossen, jahrhundertlang in Ehren zu halten, sondern auch sowohl im Kriege als im Handel auf unserer Seite zu stehen und aus unruhigen, aufrührerischen Untertanen unsere treuesten, anhänglichsten und edelmütigsten Bundesgenossen zu werden.

50. Und so könnte dieselbe elterliche Liebe einerseits und kindliche Ehrerbietung andererseits zwischen Großbritannien und seinen Kolonien aufleben, die einst zwischen den alten griechischen Kolonien und dem Mutterland, von dem sie ausgegangen waren, bestand.

51. Um eine Provinz für das Reich, zu dem sie gehört, nutzbringend zu machen, muß man sie in Friedenszeiten an den Staat einen Beitrag geben lassen, der nicht nur zur Bestreitung aller Ausgaben der Friedensarbeiten, sondern auch zu einer verhältnismäßigen Unterstützung der allgemeinen Landesregierung hinreicht.

52. Jede Provinz vermehrt notwendig mehr oder weniger die Kosten der allgemeinen Landesregierung.

53. Wenn daher eine einzelne Provinz nicht ihren Beitrag zur Bestreitung dieser Kosten liefert, so fällt auf einen anderen Teil des Landes eine unbillige Last.

54. Aber es muß auch der außerordentliche Beitrag, den jede Provinz dem Staat in Kriegszeiten liefert, in einem ebenso angemessenen Verhältnis zu dem Beitrag des ganzen Staates stehen wie der ordentliche Beitrag in Friedenszeiten.

55. Daß weder die ordentlichen noch die außerordentlichen Einkünfte, die Großbritannien von seinen Kolonien zieht, dieses Verhältnis zu den gesamten Einkommen des britischen Reiches haben, wird man ohne weiteres zugeben.

56. Man hat zwar angenommen, daß das Monopol, indem es das private Einkommen der Briten vermehre und sie dadurch instand setze, höhere Abgaben zu zahlen, den Ausfall in den Staatseinkünften seitens der Kolonien ersetze.

57. Aber ich habe mich bemüht, zu zeigen, daß das Monopol, eine so drückende Auflage es auch für Kolonien sein und so sehr es auch das Einkommen einer einzelnen Klasse von Leuten in Großbritannien vermehren mag, doch das Einkommen der Gesamtheit des Volkes und folglich auch die Fähigkeit des gesamten Volkes, Abgaben zu zahlen, nicht vermehrt, sondern vermindert.

58. Zudem bilden die Leute, deren Einkommen durch das Monopol wächst, einen besonderen Stand, den unverhältnismäßig höher als andere Stände zu besteuern rein unmöglich und äußerst unpolitisch sein

würde, wie ich im folgenden Buche zeigen will.

59. Es kann also von diesem besonderen Stand kein besonderer Beitrag gezogen werden.

60. Die Kolonien können entweder von ihren eigenen Versammlungen oder von dem britischen Parlament besteuert werden.

61. Daß die Kolonialversammlungen sich jemals dahin bringen ließen, von ihren Wählern so hohe Abgaben zu erheben, daß damit nicht nur jederzeit ihre eigene bürgerliche und militärische Einrichtung erhalten, sondern auch ein angemessener Teil zu den Kosten der allgemeinen britischen Staatsregierung beigetragen werden könnte, scheint gar nicht recht wahrscheinlich zu sein.

62. Hat es doch lange gedauert, ehe selbst das englische Parlament, das doch unmittelbar unter den Augen des Landesherren zusammenkommt, so geleitet oder so freigebig gemacht werden konnte, daß es für die bürgerlichen und militärischen Einrichtungen seines eigenen Landes das Nötigste bewilligte.

63. Nur dadurch, daß man unter einzelne Mitglieder des Parlaments einen großen Teil der Staatsämter austeilte oder ihnen die Besetzung dieser Staatsämter überließ, gelang es, das englische Parlament zu solcher Nachgiebigkeit zu bringen.

64. Aber die weite Entfernung der Kolonialversammlungen von dem unmittelbaren Einfluß des Landesherren, ihre Anzahl, ihre zerstreute Lage und ihre verschiedenen Verfassungen würden es sehr schwer machen, sie auf dieselbe Weise zu leiten, selbst wenn der Landesherr die Mittel dazu hätte.

65. Und diese Mittel fehlen ihm gerade.

66. Es wäre schlechterdings unmöglich, unter alle einflußreichen Mitglieder aller Kolonialversammlungen so viele von der allgemeinen Landesregierung abhängige Staatsämter oder die Besetzung derselben zu verteilen, daß diese Mitglieder geneigt wurden, ihre Popularität im Lande aufzugeben und ihre Wähler zu besteuern, um

die allgemeine Landesregierung, die diese Einkünfte doch meistens unter Leute verteilen wurde, die jenen Mitgliedern fremd wären, zu unterstützen.

67. Übrigens scheint es auch, daß die unvermeidliche Unkenntnis der Regierung, in der sie sich in betreff der Wichtigkeit dieser oder jener Glieder der verschiedenen Versammlungen befindet, die Kränkungen, die daraus oft in stehen müßten, und die Mißgriffe, die man bei dem Versuch, die Versammlungen auf solche Weise zu leiten, machen würde, ein solches Regierungsvorgehen für die Kolonien ganz unausführbar macht.

68. Ferner kann den Kolonialversammlungen wohl nicht ein richtiges Urteil darüber zugetraut werden, was zur Verteidigung und Unterstützung des ganzen Reiches nötig ist.

69. Sie sind nicht mit der Sorge für diese Verteidigung und Unterstützung betraut.

70. Es ist nicht ihr Amt und sie haben auch keine rechten Mittel in Händen, darüber die nötigen Nachrichten einzuziehen.

71. Die Versammlung einer Provinz kann, wie eine Kirchenversammlung, zwar sehr gut über die Angelegenheiten ihres Bezirk urteilen, aber sie hat keine Mittel, sich über die Angelegenheiten des ganzen Reiches ein richtiges Urteil zu bilden.

72. Sie kann nicht einmal richtig beurteilen, in welchem Verhältnis ihre Provinz zu dem ganzen Reich steht oder welchen Grad von Reichtum und Wichtigkeit sie im Vergleich mit den übrigen Provinzen hat; denn diese übrigen Provinzen stehen nicht unter der Aufsicht und Überwachung dieser oder jener einzelnen Provinzialversammlung.

73. Was zur Verteidigung und Unterstützung des ganzen Reiches nötig ist und in welchem Verhältnis jeder Teil desselben dazu beitragen muß, das kann nur diejenige Versammlung beurteilen, die die Angelegenheiten des ganzen Reiches beaufsichtigt und überwacht.

74. Man hat daher den Vorschlag gemacht, die Kolonien durch Requisition zu

besteuern, indem nämlich das Parlament von Großbritannien die Summe bestimmt, die jede Kolonie zu zahlen hat, die Provinzialversammlung aber diese Summe in der Art verteilt und erhebt, wie sie es den Umständen der Provinz angemessen erachtet.

75. Was dann das ganze Reich beträfe, das würde von derjenigen Versammlung bestimmt, die das Ganze übersieht und überwacht; die besonderen Angelegenheiten jeder Kolonie aber würden von ihrer eigenen Versammlungen reguliert.

76. Wenn die Kolonien auch in diesem Falle keine Repräsentanten im britischen Parlament hätten, so spricht doch, wenn man aus Erfahrung einen Schluß ziehen darf, die Wahrscheinlichkeit dafür, daß das Parlament keine unbillige Requisition machen würde.

77. Bei keiner Gelegenheit hat das englische Parlament auch nur die geringste Neigung gezeigt, diejenigen Teile des Reiches, die im Parlament nicht repräsentiert werden, zu überlasten.

78. Die Inseln Guernsey und Jersey sind ganz außerstande, sich der Macht des Parlaments zu widersetzen und werden doch leichter besteuert als irgendein anderer Teil von Großbritannien.

79. Indem das Parlament sein wohl oder schlecht begründetes Recht, die Kolonien zu steuern, ausübte, hat es bis jetzt von ihnen niemals auch nur so viel verlangt, daß die Summe dem richtigen Verhältnis zu dem, was von den Mituntertanen des Mutterlandes gezahlt wurde, auch nur nahe gekommen wäre.

80. Wenn sodann der Beitrag der Kolonie in dem Maße steigen oder fallen müßte, wie die Grundsteuer steigt oder fällt, so könnte das Parlament sie nicht besteuern, ohne zugleich seine eigenen Wähler zu besteuern, und die Kolonien würden demnach als an sich im Parlament repräsentiert zu betrachten sein.

81. Es fehlt nicht an Beispielen von Staaten, in denen die verschiedenen Provinzen nicht auf einerlei Fuß besteuert werden, sondern wo der Landesherr die

Summe, die jede Provinz zu zahlen hat, bestimmt und in einigen Provinzen die Verteilung und Erhebung nach eigenen Belieben anordnet, während er in anderen diese Verteilung und Erhebung den Ständen der Provinz überläßt.

82. In einigen Provinzen Frankreichs legt der König nicht nur die Abgaben nach seinem Belieben fest, sondern verteilt und erhebt auch nach seinem eigenen Ermessen; in anderen fordert er eine bestimmte Summe, überläßt es aber den Ständen der Provinz, diese Summe nach eigenem Ermessen zu verteilen und zu erheben.

83. Bei der Besteuerungsart durch Requisition würde das britische Parlament sich ungefähr in der gleichen Lage zu den Kolonialversammlungen befinden wie der König von Frankreich zu den Ständen derjenigen Provinzen, die noch das Vorrecht eigene Landstände genießen, und die die am besten regierten Provinzen Frankreichs sein sollen.

84. Aber wenn auch die Kolonien bei dieser Besteuerungsart nicht wohl Ursache hätten, zu fürchten, daß ihr Anteil an den Staatslasten das richtige Verhältnis zu den Lasten ihrer Mitbürger im Mutterland überschreiten werde, so möchte doch Großbritannien alle Ursache haben, zu fürchten, daß jener Anteils niemals dieses Verhältnis erreiche.

85. Das britische Parlament hat schon seit geraumer Zeit nicht mehr dieselbe fest gegründete Macht über die Kolonien, die die französischen Könige über diejenigen Provinzen Frankreichs haben, die noch das Vorrecht eigener Landstände genießen.

86. Wären die Kolonialversammlungen nicht sehr günstig gestimmt (und wenn sie nicht geschickter als bisher behandelt werden, so dürften sie schwerlich günstig gestimmt sein), so würden sie manchen Vorwand finden, die billigsten Requisitionen des Parlaments zu umgehen oder zu verwerfen.

87. Gesetzt, es bräche ein Krieg mit Frankreich aus und es müßten, um den

Mittelpunkt des Reiches zu verteidigen, sofort zehn Millionen aufgebracht werden.

88. Diese Summe müßte geborgt und irgendein Fonds des Staates zur Abtragung der Zinsen verpfändet werden.

89. Das Parlament schлüge vor, diesen Fonds teils durch eine in Großbritannien zu erhebende Steuer und teils durch eine Requisition in den verschiedenen Kolonialversammlungen Amerikas und Westindiens zu errichten.

90. Würden nun wohl die Leute ihr Geld bereitwillig auf einen Fonds herleihen, der zum Teil von der Laune aller jener Versammlungen abhinge, die von dem Schauplatz des Krieges weit entfernt wären und sich vielleicht manchmal um den Ausgang desselben wenig bekümmerten?

91. Auf einen solchen Fonds würde man wahrscheinlich nicht mehr vorschießen wollen, als die in Großbritannien selbst erhobene Steuer zu decken verspricht.

92. Mithin fiel die ganze Last der dieses Krieges halber gemachten Schuld, wie es bisher immer der Fall gewesen ist, auf Großbritannien allein, das heißt auf einen Teil des Reiches und nicht auf das ganze Reich.

93. Großbritannien ist vielleicht, solange die Welt steht, der einzige Staat, der in dem Maße, als sich sein Gebiet erweiterte, seine Ausgaben vergrößert hat, ohne zugleich seine Hilfsquellen zu vermehren.

94. Andere Staaten haben gewöhnlich einen beträchtlichen Teil der Kosten der Verteidigung von sich abgewälzt und den abhängigen Provinzen aufgebürdet; Großbritannien hingegen hat es bisher geduldet, daß seine ihm unterworfenen Provinzen fast alle ihre Ausgaben von sich abwälzten und ihm aufbürdeten.

95. Um Großbritannien mit seinen eigenen Kolonien, die doch bisher als seine gesetzmäßigen Untertanen galten, auf den gleichen Fuß zu setzen, müßte das Parlament nach dem Besteuerungssystem durch Requisition Mittel haben, seine Requisition sogleich geltend zu machen, wenn die Ko-

lonialversammlungen Miene machten, ihnen auszuweichen oder sie zu verweigern.

96. Worin aber dieser Mittel bestehen sollen, das läßt sich nicht wohl begreifen und man hat sich auch darüber noch nicht erklärt.

97. Wenn das britische Parlament zugleich das volle Recht erhielte, die Kolonien noch ohne die Einwilligung ihrer eigenen Versammlungen zu besteuern, so würde von diesem Augenblick an die Wichtigkeit dieser Versammlungen und damit auch die Wichtigkeit aller Parteihäupter des britischen Amerikas zu Ende sein.

98. Die Menschen suchen hauptsächlich nur darum Anteil an der Leitung des Staates zu haben, weil ihnen dies eine Art von Wichtigkeit gibt.

99. Davon, ob der größte Teil der Parteihäupter, dieser natürlichen Aristokratie jedes Landes, imstande ist, seine Wichtigkeit zu behaupten und zu verteidigen, hängt die Festigkeit und Dauer jeder freien Staatsverfassung ab.

100. In den beständigen Angriffen, die die einen Parteihäupter auf die Wichtigkeit der anderen machen, und in der Verteidigung dieser Wichtigkeit besteht das ganze Spiel der inneren Faktionen und des Ehrgeizes.

101. Die Parteihäupter Amerikas suchen gleich denen in allen anderen Ländern ihre Wichtigkeit zu behaupten; sie fühlen oder bilden sich ein, daß, wenn ihre Versammlungen, die sie so gern Parlamente nennen hören und mit dem britischen Parlament auf gleiche Stufe stellen möchten, so weit herunterkämen, daß sie die untertänigen Diener und vollziehenden Beamten jenes Parlamentes würden, der größte Teil ihrer eigenen Wichtigkeit zu Ende ginge.

102. Deshalb haben sie den Vorschlag, durch Parlamentsrequisitionen besteuert zu werden, abgelehnt und es gleich anderen ehrgeizigen mutigen Menschen vorgezogen, ihre Wichtigkeit mit dem Schwert zu behaupten.

103. Um die Zeit des Verfalls der römischen Republik verlangten die Bundesge-

nossen Roms, die zur Verteidigung des Staates und zur Erweiterung seiner Grenzen das meiste beigetragen hatten, daß ihnen alle Vorrechte römischer Bürger gewährt würden.

104. Da man es abschlug, brach der Bundesgenossenkrieg aus.

105. Während dieses Krieges bewilligte Rom dem größten Teil derselben jene Privilegien, und zwar so, daß es sie einen nach dem anderen erteilte, so wie sie sich nach und nach von der allgemeinen Konföderation lossagten.

106. Das britische Parlament besteht darauf, die Kolonien zu besteuern, und diese weigern sich, sich von einem Parlament besteuern zu lassen, in dem sie nicht repräsentiert sind.

107. Wenn Großbritannien einer jeden Kolonie, die sich von der allgemeinen Konföderation lossagte, eine ihrem Beitrag zum Staatseinkommen angemessene Anzahl von Repräsentanten bewilligte, wenn diese Kolonie dann denselben Abgaben unterworfen würde und dafür die selbe Handelsfreiheit genösse wie ihre Mituntertanen im Mutterland, und wenn später die Zahl Repräsentanten sich in eben dem Maße vermehrte, wie die Steuern größer würden: so würde den Parteihäuptern jeder Kolonie eine neue Art, sich Wichtigkeit zuzulegen, ein neues und blendenderes Ziel für ihren Ehrgeiz geboten.

108. Anstatt nach den kleinen Gewinnen zu haschen, die in dem, was man das kleine Würfelspiel der Kolonialumtriebe nennen kann, zu erlangen sind, können sie nach der guten Meinung, die die Menschen natürlich von ihrer eigenen Geschicklichkeit und ihrem Glück haben, sich Hoffnungen machen, einen der großen Gewinne zu ziehen, die zuweilen aus dem Glücksrad der großen Staatslotterie der britischen Politik herausfallen.

109. Wenn man nicht auf dieses oder ein anderes Mittel verfällt - und es scheint kein anderes so nahe zu liegen wie dieses -, um die Wichtigkeit, die die amerikanischen Parteihäupter haben wollen, zu erhalten

und ihren Ehrgeiz zu befriedigen, so ist nicht anzunehmen, daß sie sich uns jemals freiwillig unterwerfen werden, und doch sollten wir bedenken, daß jeder Tropfen Bluts, den wir vergießen müssen, um sie zu Unterwerfung zu zwingen, teils das Blut derer ist, die unsere Mitbürger sind, teils derer, die wir zu Mitbürgern haben möchten.

110. Es ist eine große Schwachheit, sich zu schmeicheln, daß es jetzt, wo die Sachen einmal so weit gekommen sind, noch leicht sei, unsere Kolonien durch bloße Gewalt zu erobern.

111. Die Personen, die die Beschlüsse ihres sogenannten Kongresses leiten, fühlen in diesem Augenblick eine solche Wichtigkeit in sich, wie sie vielleicht europäische Untertanen vom ersten Rang kaum fühlen mögen.

112. Aus Krämern, Handwerkern und Sachwaltern sind sie Staatsmänner und Gesetzgeber geworden und denken daran, eine neue Regierungsform für ein ausgedehntes Reich zu schaffen, das, wie sich einbilden und wie es auch höchst wahrscheinlich ist, eines der größten und mächtigsten Reiche werden wird, die es jemals in der Welt gegeben hat.

113. Fünfhundert Menschen, die auf verschiedene Weise unmittelbar unter dem Kongreß arbeiten, und vielleicht fünfhunderttausend, die unter jenen fünfhundert arbeiten, fühlen alle auf gleiche Weise eine verhältnismäßige Zunahme ihrer eigenen Wichtigkeit.

114. Fast jedes einzelne Glied der herrschenden Partei in Amerika füllt jetzt in seinen Gedanken einen Platz aus, der nicht nur höher ist als jeder, den es bisher ausgefüllt hatte, sondern auch höher als jeder, den es jemals auszufüllen hoffen konnte.

115. Wenn nicht jedem dieser Glieder oder seinen Häuptern ein neues Ziel des Ehrgeizes geboten wird, so werden sie, wenn sie auch nur den gewöhnlichen Männermut haben, ihren Platz auf Leben und Tod verteidigen.

116. Der Präsident Henault hat bemerkt, daß wir jetzt die Erzählung von manchen kleinen Händeln der Ligue mit Vergnügen lesen, die damals, als sie sich zutrug, vielleicht als ziemlich unbedeutend angesehen wurden.

117. Aber jedermann, sagte er, hielt sich damals für wichtig und die unzähligen Memoiren, die aus jener Zeit bis zu uns gekommen sind, wurden meistens von Leuten geschrieben, die ein Vergnügen daran fanden, Begebenheiten wieder zu erzählen und zu verherrlichen, bei denen sie sich einbildeten, keine geringe Rolle gespielt zu haben.

118. Es ist bekannt, wie hartnäckig sich damals die Stadt Paris wehrte, und welche schreckliche Hungersnot sie ausstand, um sich nur nicht dem besten und in der Folge geliebtesten König Frankreichs zu unterwerfen.

119. Der größte Teil der Bürger oder diejenigen, die den größten Teil derselben leiteten, fochten für die Verteidigung ihrer eigenen Wichtigkeit, mit der es, das sahen sie wohl, zu Ende sein würde, sobald die alte Regierung wiederhergestellt wäre.

120. Wenn unsere Kolonien nicht zu einer Vereinigung mit uns gebracht werden, so werden sie sich wahrscheinlich gegen das beste aller Mutterländer ebenso hartnäckig wehren, wie sich die Stadt Paris gegen den besten der Könige wehrte.

121. Der Begriff von Repräsentation war im Altertum unbekannt.

122. Wenn Leute aus dem einen Staat das Bürgerrecht in einem anderen erhielten, so hatten sie kein anderes Mittel, dasselbe ausüben, als daß sie in Massen zusammen kamen und mit den Bewohnern dieses anderen Staates ratschlagten und Stimmen abgaben.

123. Die Zulassung des größten Teils der Bewohner von Italien zu den Vorrechten römischer Bürger hat die römische Republik völlig zugrunde gerichtet.

124. Es war nicht mehr möglich, zu unterscheiden, wer ein römischer Bürger war

und wer nicht; keine Tribus konnte ihre eigenen Glieder mehr kennen.

125. Allerlei Pöbel konnte sich in die Volksversammlungen einmischen, die wirklichen Bürger hinausdrängen und, als wenn er selbst aus Bürgern bestände, die Angelegenheiten der Republik entscheiden.

126. Wenn dagegen Amerika fünfzig oder sechzig neue Repräsentanten ins Parlament schickte, so könnte es doch dem Türhüter des Unterhauses nicht sonderlich schwer fallen, zu unterscheiden, wer ein Mitglied sei und wer nicht.

127. Obgleich also die römische Staatsverfassung durch die Vereinigung Roms mit den verbündeten Staaten Italiens zugrunde gehen mußte, so spricht doch nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit dafür, daß die britische Staatsverfassung von der Vereinigung Großbritanniens mit seinen Kolonien Schaden haben würde.

128. Im Gegenteil würde diese Verfassung durch die Vereinigung erst vollständig werden und scheint ohne diese unvollständig zu sein.

129. Diejenige Versammlung, die über die Angelegenheiten eines jeden Teils des Reiches zu ratschlagen und zu entscheiden hat, sollte doch wohl, um aufs genaueste unterrichtet zu sein, aus jedem solchen Teil Repräsentanten in sich haben.

130. Indes will ich nicht behaupten, daß diese Vereinigung sich ganz leicht bewirken ließe, oder daß sich bei der Ausführung nicht Schwierigkeiten, ja sogar große Schwierigkeiten zeigen würden.

131. Dennoch habe ich von keiner Schwierigkeit gehört, die unüberwindlich zu sein schiene.

132. Die größte liegt vielleicht nicht in der Natur der Dinge, sondern in den Vorurteilen und Meinungen der Leute diesseits und jenseits des atlantischen Meeres.

133. Wir diesseits des Meeres fürchten, es möchte die Menge amerikanischer Repräsentanten das Gleichgewicht unserer Verfassung stürzen und entweder den Einfluß der Krone einerseits oder die Macht

der Demokratie andererseits zu sehr verstärken.

134. Richtete sich aber die Zahl der amerikanischen Repräsentanten nach dem Ertrag der amerikanischen Besteuerung, so würde immer die Zahl der Leute, die man zu leiten hätte, in dem Maße wachsen, wie die Mittel, mit denen sie zu leiten wären, wüchsen, und ebenso würden diese Mittel in dem Maße zunehmen, wie die Zahl der zu gewinnenden Leute zunähme.

135. Der monarchische und der demokratische Bestandteil unserer Verfassung würden nach der Vereinigung dasselbe Kräfteverhältnis gegeneinander behalten, das sie vor derselben hatten.

136. Die Leute jenseits des Meeres fürchten dagegen, es möchte sie ihre Entfernung von dem Sitz der Regierung mancherlei Bedrückungen aussetzen.

137. Allein ihre Repräsentanten im Parlament würden, da deren Anzahl gleich anfangs beträchtlich sein müßte, sie leicht gegen jede Bedrückung schützen können.

138. Die Entfernung könnte die Abhängigkeit des Repräsentanten von seinen Wählern nicht sehr schwächen, und der erstere würde immer fühlen, daß er seinen Sitz im Parlament und alles, was damit zusammenhinge, dem guten Willen der letzteren zu verdanken habe.

139. Es läge daher im Interesse des Repräsentanten, sich diesen guten Willen dadurch zu erhalten, daß er über jedes Unrecht, dessen sich ein Zivil- und Militärbeamter in jenen fernen Teilen des Reiches schuldig machte, mit dem ganzen Ansehen eines Mitgliedes der Gesetzgebung Klage führte.

140. Auch könnten sich die Eingeborenen jenes Landes gewissermaßen die begründete Hoffnung machen, daß die Entfernung Amerikas von dem Sitz der Regierung nicht mehr sehr lange dauern werde.

141. Es hat dieses Land bis jetzt so reißende Fortschritte zu Reichtum, großer Bevölkerung und Kultur gemacht, daß vielleicht nach Verlauf eines Jahrhunderts der

Ertrag der amerikanischen Steuern den der britischen übersteigen wird.

142. Dann würde natürlich der Sitz des Reiches in denjenigen Teil desselben verlegt werden, der zur Verteidigung und Erhaltung des Ganzen das meiste beitrüge.

143. Die Entdeckung Amerikas und die Entdeckung eines Weges nach Ostindien um das Kap der Guten Hoffnung sind die beiden wichtigsten und größten Begebenheiten, die die Geschichte der Menschheit aufgezeichnet hat.

144. Ihre Folgen sind schon bis jetzt sehr bedeutend gewesen; aber es ist unmöglich, daß man in dem kurzen Zeitraum von zwei bis drei Jahrhunderten, die seit diesen Entdeckungen verflossen sind, den ganzen Umfang dieser Folgen erkannt haben sollte.

145. Welche Wohltaten oder welches Unglück für die Menschheit später aus diesen großen Begebenheiten hervorgehen werden, das kann keine menschliche Weisheit voraussehen.

146. Indem sie gewissermaßen zwischen den entferntesten Teilen der Welt eine Verbindung herstellten, indem sie es ihnen möglich machten, gegenseitig ihre Bedürfnisse zu befriedigen, ihre Genüsse zu vermehren und ihre Gewerbstätigkeit zu vergrößern, scheinen sie im allgemeinen durchaus wohltätig zu wirken.

147. Allein für die Eingeborenen Ost- und Westindiens haben alle Handelsvorteile, die aus jenen Begebenheiten entspringen konnten, sich in den schrecklichen Unglücksfällen, die durch sie veranlaßt wurden, gänzlich verloren.

148. Doch scheinen diese Unglücksfälle mehr zufällig als in der Natur dieser Begebenheiten gegründet gewesen zu sein.

149. Zu der Zeit, da jene Entdeckungen gemacht wurden, war gerade das Übergewicht der Macht auf Seiten der Europäer so groß, daß sie sich in jenen entfernten Ländern alle Arten von Ungerechtigkeit ungestraft erlauben konnten.

150. Künftig werden vielleicht die Eingeborenen dieser Länder stärker und die Europäer schwächer werden und so die Be-

wohner aller Weltteile zu der Gleichheit von Mut und Kraft gelangen, die, in dem sie gegenseitigen Respekt einflößt, allein imstande ist, die ungerechten Eingriffe unabhängiger Völker in die Rechte anderer zu verhindern und Achtung aller Rechte zu lehren.

151. Nichts aber scheint diese Gleichheit der Kraft eher herstellen zu können als jene gegenseitige Mitteilung von Kenntnissen und Verbesserungen aller Art, die ein ausgebreiteter Handel aller Länder untereinander natürlicher- oder vielmehr notwendigerweise mit sich führt.

§ 6 Aufgaben des Staates⁶

1. So kommt es, daß jedes System, das entweder durch außerordentliche Begünstigung einer einzelnen Art von Industrie einen größeren Anteil von dem Gesellschaftskapital zuwenden will, als ihm von selbst zufließen würde, oder das durch außerordentliche Beschränkungen einer einzelnen Art von Industrie einen Teil des Kapitals gewaltsam entzieht, der außerdem darauf verwendet worden wäre, in der Tat dem Hauptzweck selbst entgegenwirkt, den es erreichen will.

2. Es hemmt den Fortschritt der Nation zu wirklichem Reichtum und wirklicher Größe, statt ihn zu beschleunigen, und vermindert den wirklichen Wert des jährlichen Produkts seines Bodens und seiner Arbeit, statt ihn zu vermehren.

3. Räumt man also alle Begünstigungs- oder Beschränkungssysteme völlig aus dem Weg, so stellt sich das klare und einfache System der natürlichen Freiheit von selbst her.

4. Die Herstellung vollkommener Gerechtigkeit, vollkommener Freiheit und vollkommener Gleichheit ist das einfache Geheimnis, das allen Klassen die höchste Stufe des Wohlstandes aufs beste sichert.

5. Jeder Mensch hat, solange er nicht die Gesetze der Gerechtigkeit übertritt,

vollkommene Freiheit, sein Interesse auf seine eigene Weise zu verfolgen und seine Industrie wie sein Kapital mit der Industrie und den Kapitalien anderer Menschen oder anderer Klassen von Leuten in Konkurrenz zu bringen.

6. Das Staatsoberhaupt wird dadurch gänzlich einer Pflicht entbunden, bei deren Ausübung es immer und wieder Täuschungen ausgesetzt sein muß, und zu deren richtiger Erfüllung keine menschliche Weisheit und Kenntnis hinreicht, der Pflicht nämlich, die Industrie der Privatleute zu überwachen und sie auf die dem Interesse der Gesellschaft zuträglichsten Gewerbe hinzuweisen.

7. Nach dem System der natürlichen Freiheit hat die Staatsregierung nur noch drei Pflichten zu beobachten, drei Pflichten freilich, die höchst wichtig, aber die auch ganz einfach und für den gemeinen Menschenverstand faßlich sind.

8. Die erste ist die Pflicht, die Nation gegen die Gewalttätigkeiten und Angriffe anderer unabhängiger Nationen zu schützen.

9. Die zweite die Pflicht, jedes einzelne Glied der Nation gegen die Ungerechtigkeit oder Unterdrückung jedes anderen Gliedes des derselben so viel wie möglich zu schützen, das heißt die Pflicht, eine genaue Rechtspflege aufrecht zu erhalten.

10. Die dritte Pflicht endlich ist die, gewisse öffentliche Werke und Anstalten zu errichten und zu unterhalten, deren Errichtung und Unterhaltung niemals in dem Interesse eines Privatmannes oder einer kleinen Zahl von Privatleuten liegen kann, weil der Gewinn daran niemals einem Privatmann oder einer kleinen Zahl von Privatleuten Entschädigung gewähren würde, obgleich er eine große Nation oft mehr als schadlos hält.

⁶ Viertes Buch, neuntes Kapitel in Auszügen

§ 7 Justiz⁷

1. Die zweite Pflicht des Staatsoberhauptes, die Pflicht, jedes Mitglied der Nation so viel wie möglich gegen die Ungerechtigkeit und Unterdrückung jedes anderen Gliedes derselben zu schützen, oder die Pflicht, eine gute Rechtspflege aufrechtzuhalten, erfordert ebenfalls in den verschiedenen Perioden der menschlichen Gesellschaft einen sehr verschiedenen Aufwand.

2. Unter Jägervölkern gibt es beinahe gar kein Eigentum oder wenigstens kein solches, das den Wert von zwei oder drei Tagen Arbeit übersteigt, und daher findet sich bei ihnen beinahe gar keine dauernde Obrigkeit oder keine regelmäßige Rechtspflege.

3. Menschen, die kein Eigentum besitzen, können einander nur an ihrer Person oder ihrer Ehre kränken.

4. Wenn aber ein Mensch den anderen tötet, verwundet, schlägt oder verleumdet, so leidet zwar derjenige, dem die Unbill widerfährt, aber der andere, der sie ihm antut, hat keinen Gewinn davon.

5. Anders verhält es sich mit den Verletzungen des Eigentums.

6. Da ist der Gewinn des Verletzenden oft ebenso groß wie der Verlust des Gekränkten.

7. Neid, Bosheit und Rachsucht sind die einzigen Leidenschaften, die einen Menschen bewegen können, einen anderen an seiner Person oder an seiner Ehre zu kränken.

8. Aber die meisten Menschen sind dem Einfluß dieser Leidenschaften nur selten unterworfen, und selbst die schlimmsten unter ihnen sind es nur dann und wann.

9. Da ferner ihre Befriedigung, so wohlthuend sie auch für gewisse Charaktere sein mag, doch mit keinem wirklichen oder dauernder Vorteil verknüpft ist, so lassen

sich die meisten gewöhnlich durch Erwägungen der Klugheit davon zurückhalten.

10. Die Menschen können bei leidlicher Sicherheit in Gesellschaft zusammen leben, auch wenn keine bürgerliche Obrigkeit da ist, die sie vor den Ungerechtigkeiten jener Leidenschaften schützt.

11. Aber Habsucht und Ehrgeiz bei den Reichen, Haß der Arbeit und Liebe zu augenblicklicher Bequemlichkeit und Genuß bei den Armen: das sind die Leidenschaften, die zu Angriffen auf das Eigentum antreiben, Leidenschaften, die weit beharrlicher in ihrer Wirkung und weit ausgebreiteter in ihrem Einfluß sind.

12. Überall, wo viel Eigentum ist, da ist auch große Ungleichheit.

13. Für einen sehr reichen Mann muß es wenigstens fünfhundert Arme geben, und der Überfluß bei den wenigen setzt die Dürftigkeit bei der Menge voraus.

14. Der Überfluß der Reichen erweckt den Unwillen der Armen, die oft durch Mangel und durch Neid dazu getrieben werden, die Besitzungen der ersteren anzugreifen.

15. Nur unter dem Schutz einer bürgerlichen Obrigkeit kann der Inhaber eines solchen wertvolleren Eigentums, das durch die Arbeit vieler Jahre, ja vielleicht mehrerer aufeinanderfolgende Geschlechter erworben worden ist, auch nur eine einzige Nacht ruhig und in Sicherheit schlafen.

16. Er ist allezeit von unbekannten Feinden umgeben, die er, so wenig er sie auch gereizt hat, doch niemals besänftigen kann, und vor deren ungerechten Angriffen ihn nur der mächtige Arm einer bürgerlichen Obrigkeit, der immer zur Bestrafung derselben aufgehoben ist, zu schützen vermag.

17. Es erfordert also das Erwerben eines wertvollen und großen Eigentums die Einsetzung einer bürgerlichen Regierung.

18. Da, wo es gar kein Eigentum oder wenigstens kein solches gibt, das den Wert einer zwei- oder dreitägigen Arbeit übersteigt, ist eine bürgerliche Regierung nicht so notwendig.

⁷ Fünftes Buch, erstes Kapitel, zweiter Teil

19. Diese setzt eine gewisse Unterordnung voraus.

20. Wie aber die Notwendigkeit einer bürgerlichen Regierung stufenweise mit dem Erwerb von wertvollem Eigentum wächst, so entstehen auch die Hauptursachen, die natürlicherweise zu einer Unterordnung führen, nach und nach mit dem Anwachsen dieses wertvollen Eigentums.

21. Die Ursachen oder Umstände, die natürlicherweise zu einer Unterordnung führen, oder die vor aller bürgerlichen Verfassung einige Menschen über den größten Teil ihrer Mitbrüder erheben, scheinen folgende vier zu sein.

22. Die erste dieser Ursachen ist der Vorzug persönlicher Eigenschaften, der Stärke, der Schönheit, der Geschmeidigkeit des Körpers, der Weisheit und Tugend, der Klugheit, der Gerechtigkeit, der Tapferkeit und des Gleichmutes.

23. Die körperlichen Eigenschaften können, wenn sie nicht durch geistige unterstützt werden, dem Menschen zu allen Zeiten nur wenig Ansehen geben.

24. Der ist schon ein sehr starker Mensch, der durch seine bloßen Körperkräfte zwei schwächere Menschen zwingen kann, ihm zu gehorchen.

25. Die geistigen Eigenschaften allein können großes Ansehen verschaffen.

26. Sie sind jedoch unsichtbar, stets strittig und werden gewöhnlich wirklich bestritten.

27. Keine Gesellschaft, weder eine unzivilisierte noch eine zivilisierte, hat es jemals zweckmäßig gefunden, Regeln über die Abstufung des Ranges und der Unterordnung auf diesen unsichtbaren Eigenschaften zu gründen.

28. Man gründete sie auf etwas Augenfälligeres und Faßbarereres.

29. Die zweite jener Ursachen ist das höhere Alter.

30. Ein alter Mann, vorausgesetzt, daß sein Alter nicht schon zu dem Verdacht berechtigt, er sei kindisch geworden, wird überall mehr geehrt als ein junger Mann

von gleichem Rang, gleichem Vermögen und gleichen Geistesgaben.

31. Bei Jägervölkern, wie den eingeborenen Männern Nordamerikas, ist das Alter der einzige Grund für Vorrang und hohe Stellung.

32. Unter ihnen ist Vater das Wort für einen Höheren, Bruder das für einen Gleichen und Sohn das für einen Unteren.

33. Bei den reichsten und zivilisiertesten Nationen bestimmt das Alter den Rang unter denjenigen Personen, die in jeder sonstigen Beziehung gleich sind, und bei denen sich also weiter nichts findet, wonach die Rangordnung bestimmt werden könnte.

34. Unter Geschwistern haben die ältesten immer den Vorzug, und bei der Erbfolge in den väterlichen Gütern wird alles, was nicht geteilt werden kann, sondern einer Person ganz zufallen muß, wie zum Beispiel die Ehrentitel, meistens dem Ältesten überlassen.

35. Das Alter ist eine augenfällige und faßbare Eigenschaft, über die sich nicht weiter streiten läßt.

36. Die dritte jener Ursachen ist das größere Vermögen.

37. Das Ansehen der Reichen ist zwar in jedem Zeitalter der Gesellschaft groß, aber am größten ist es wohl in den rohesten Zeiten derselben, sofern sie nämlich eine bedeutende Vermögensungleichheit aufzuweisen hat.

38. Ein Tartarenhäuptling, dessen Herden sich so vermehren, daß er tausend Menschen damit ernähren kann, weiß diese wohl nicht anders anzuwenden, als daß er wirklich tausend Menschen damit unterhält.

39. Der rohe Zustand seiner Gesellschaft bietet ihm keine Manufakturen dar, keinen Tand und keine Spielereien, gegen die er denjenigen Teil seines Rohproduktes tauschen könnte, den er nicht zu einem eigenen Verbrauch benötigt.

40. Die tausend Menschen, denen er Unterhalt gibt, hängen hinsichtlich dieses ihres Unterhaltes ganz von ihm ab und müssen daher sowohl im Krieg seinen Be-

fehlen gehorchen als auch im Frieden sich seiner Gerichtsbarkeit unterwerfen.

41. Er ist notwendigerweise ebenso sehr ihr General wie ihr Richter, und seine Stellung als Häuptling ist die notwendige Wirkung seines größeren Vermögens.

42. In einer reichen und zivilisierten Gesellschaft kann ein Mensch ein weit größeres Vermögen besitzen und doch nicht über ein Dutzend Leute zu befehlen haben.

43. Obgleich die Erzeugnisse seines Gutes groß genug sind, mehr als tausend Menschen Unterhalt zu gewähren und ihn ihnen vielleicht auch wirklich zu gewähren, so bezahlen diese Leute doch alles, was sie von ihm nehmen, und er gibt seinerseits an niemanden etwas her, ohne dafür einen gleichen Wert zu erhalten, so daß sich nicht leicht jemand als von ihm abhängig ansieht, und seine Autorität sich nur auf wenig Gesinde beschränkt.

44. Doch ist das Ansehen, das das Vermögen gibt, in einer reichen und zivilisierten Gesellschaft immer noch sehr groß.

45. Daß es weit größer sei als das Ansehen, das das Alter oder persönliche Eigenschaften erteilen, ist die beständige Klage aller Zeitalter gewesen, sobald die Gesellschaft eine bedeutende Vermögensungleichheit aufzuweisen hatte.

46. Die erste Periode der menschlichen Gesellschaft, die der Jäger, zeigt keine solche Ungleichheit.

47. Allgemeine Armut bringt allgemeine Gleichheit unter ihnen hervor, und höheres Alter oder persönliche Vorzüge sind die einzigen, aber schwachen Stützen des Ansehens und der Unterordnung.

48. Daher findet sich auch nur wenig oder gar kein Ansehen und keine Unterordnung in dieser Periode der Gesellschaft.

49. Die zweite Periode der Gesellschaft, die der Hirten, hat schon sehr große Vermögensungleichheiten aufzuweisen, und in keiner anderen Periode gibt das größere Vermögen ein gleich hohes Ansehen.

50. In keiner ist daher auch Oberherrlichkeit und Unterordnung fester gegründet.

51. Das Ansehen eines arabischen Scheichs ist sehr groß; das eines Tartarenkhans geradezu eine despotische Gewalt.

52. Die vierte jener Ursachen ist der Vorzug der Geburt.

53. Dieser setzt einen alten Reichtum in der Familie dessen voraus, der auf den Geburtsvorzug Anspruch macht.

54. Alle Familien sind gleich alt, und wenn die Vorfahren eines Fürsten auch besser bekannt sind, so sind sie doch nicht zahlreicher als die des Bettlers.

55. Das Alter einer Familie bedeutet also überall nichts weiter als das Alter des Reichtums oder desjenigen Ansehens, das sich auf den Reichtum zu gründen pflegt oder doch von ihm begleitet wird.

56. Eine neu entstandene Größe ist überall weniger angesehen als eine alte.

57. Der Haß gegen Eroberer und Liebe zu einer alten Fürstenfamilie haben größtenteils ihren Grund in der Verachtung, die Menschen gegen die ersteren, und in der Verehrung, die sie gegen die letztere hegen.

58. So wie sich ein Offizier ohne Widerrede dem Befehl eines Oberen, unter dessen Kommando er immer gestanden hat, fügt, aber durchaus nicht vertragen kann, daß einer, der ihm bisher untergegeben war, über ihn gesetzt werde, so unterwerfen sich auch die Menschen leicht einer Familie, denen sie und ihre Vorfahren von jeher gehorcht haben, entbrennen aber vor Unwillen, wenn eine andere Familie, der sie noch keine hohe Stellung zuerkannt hatten, sich der Herrschaft über sie bemächtigen will.

59. Der Geburtsunterschied kann, da er erst eine Folge der Vermögensungleichheit ist, bei einem Jägervolk, bei dem alle Menschen an Vermögen und folglich auch an Geburt einander fast gleich sind, nicht vorkommen.

60. Der Sohn eines weisen und tapferen Mannes kann zwar unter ihnen etwas mehr geehrt sein als ein Mann von gleichem Verdienst, der das Unglück hatte, der Sohn eines Narren oder Feiglings zu sein; aber

dieser Unterschied wird nicht sehr groß sein, und es gab, glaube ich, nie eine große Familie in der Welt, deren Berühmtheit einzig und allein von der Weisheit und Tugend der Vorfahren herrührte.

61. Der Geburtsunterschied kann nicht nur bei Hirtenvölkern entstehen, sondern stellt sich wirklich immer bei ihnen ein.

62. Solchen Nationen bleibt jede Art von Luxus fremd und großer Reichtum kann bei ihnen auch durch die unbesonnenste Verschwendung nicht leicht verschleudert werden.

63. Es hat daher keine andere Nation so viele Familien, die wegen ihrer Abkunft von großen, berühmten Vorfahren geachtet und geehrt sind, weil bei keiner anderen Nation das Eigentum so lange in derselben Familie bleibt.

64. Geburt und Vermögen sind offenbar die beiden Umstände, die einen Menschen über den anderen am meisten erheben.

65. Sie sind die beiden Hauptquellen des Unterschiedes zwischen den Personen, und folglich die Hauptursachen, wodurch Oberherrschaft und Unterordnung unter die Menschen kommen.

66. Bei Hirtenvölkern wirken beide Ursachen vereinigt in ihrer ganzen Stärke.

67. Der große Hirte oder Herdenbesitzer, der wegen seines Reichtums und der Menge Menschen, die von ihm Unterhalt erhalten, in Ansehen steht und wegen seines Geburtsadels und des hohen Alters seiner berühmten Familie geehrt ist, gewinnt leicht eine natürliche Oberherrschaft über die niederen Hirten seines Stammes oder Klans.

68. Er kann über die vereinigten Kräfte einer größeren Anzahl von Leuten gebieten als irgendeiner der letzteren.

69. Seine Militärgewalt ist größer als die jedes anderen.

70. In Kriegszeiten sind alle natürlich geneigter, sich unter seine Fahne zu stellen als der irgendeines anderen Führers zu folgen, und so verschaffen ihm seine Geburt und sein Vermögen eine Art von vollziehender Gewalt.

71. Eben dadurch, daß er über die vereinigten Kräfte einer größeren Anzahl von Leuten gebietet, ist er auch am meisten dazu geschickt, denjenigen, der dem anderen Unrecht getan hat, zum Schadenersatz anzuhalten.

72. Er ist also natürlich diejenige Person, bei der alle, die zu schwach sind, sich selbst zu verteidigen, Schutz suchen.

73. Bei ihm beklagen sie sich wegen erlittenen Unrechts, und seinem Ausspruch unterwirft sich selbst der angeklagte Teil in solchen Fällen weit lieber als dem Ausspruch irgendeiner anderen Person.

74. So gibt ihm also Geburt und Vermögen eine Art von richterlicher Gewalt.

75. In der Zeit des Hirtenlebens, der zweiten Periode der Gesellschaft, fängt also die Vermögensungleichheit an und bringt unter die Menschen einen Grad von obrigkeitlichem Ansehen und von Unterwürfigkeit, die früher unter ihnen nicht stattfinden konnte.

76. Sie führt dadurch eine Art von bürgerlicher Regierung ein, die zu ihrer eigenen Erhaltung unumgänglich notwendig ist, und es scheint, daß dies auf ganz natürliche Weise und völlig unabhängig von dieser Notwendigkeit geschieht.

77. Doch trägt später die Rücksicht auf diese Notwendigkeit allerdings sehr viel dazu bei, jenes obrigkeitliche Ansehen und jene Unterwürfigkeit aufrechtzuerhalten und zu befestigen.

78. Die Reichen insbesondere sind dabei sehr interessiert, diejenige Ordnung der Dinge zu erhalten, die ihnen allein den Besitz ihrer Vorteile sichern kann.

79. Die Leute von geringerem Vermögen vereinigen sich, das Eigentum derer, die größeren Reichtum besitzen, zu schützen, damit auch diese sich wieder zur Verteidigung dessen, was sie, die Ärmeren, besitzen, vereinigen mögen.

80. Alle kleineren Herdenbesitzer fühlen, daß die Sicherheit ihrer eigenen Herden von der Sicherheit der Herden des großen Hirten abhängt, daß die Aufrechterhaltung ihres geringeren Ansehens nur durch

die Aufrechterhaltung seines größeren zu erreichen ist, und daß ihre Macht, diejenigen, die unter ihnen sind, in Unterwürfigkeit zu erhalten, auf ihrer eigenen Unterwürfigkeit unter ihm beruht.

81. So bilden sie eine Art von kleinem Adel, der sein Interesse dabei findet, das Eigentum und das Ansehen ihres eigenen kleinen Oberhauptes zu unterstützen, damit dieser imstande sein, auch ihr Eigentum und Ansehen in Schutz zu nehmen.

82. Die bürgerliche Regierung ist, sofern sie zur Sicherung des Eigentums eingeführt wurde, in der Tat zur Verteidigung des Reichen gegen den Armen, oder dessen, der ein Eigentum hat, gegen den, der keines hat, eingeführt worden.

83. Doch war die richterliche Gewalt eines solchen Oberherrn, weit entfernt, daß sie ihm Kosten gemacht hätte, lange Zeit eine Quelle von Einkünften für ihn.

84. Die Personen, die bei ihm Recht suchten, waren stets bereit, dafür zu zahlen, und jedes Rechtsbegehren wurde mit einem Geschenk begleitet.

85. Nachdem das Ansehen des Oberherrn völlig befestigt worden war, mußten diejenigen, die schuldig befunden wurden, außer der Genugtuung, die sie der gewinnenden Partei zu leisten hatten, auch noch dem Oberherrn eine Geldbuße zahlen.

86. Sie hatten Unruhe erregt, hatten zu schaffen gemacht, hatten den Landfrieden gebrochen, und für diese Vergehen mußte man ihnen doch eine Buße auferlegen.

87. Unter den tatarischen Regierungen in Asien und in Europa unter allen den Regierungen, die von germanischen und skythischen Völkerschaften, nachdem sie das römische Reich erobert hatten, eingeführt wurden, war die Rechtspflege sowohl für den Oberherrn wie für alle kleineren Herrn, die unter ihm entweder über einen besonderen Bezirk oder über einen besonderen Stamm die Gerichtsbarkeit ausübten, eine reichliche Quellen von Einkünften.

88. Ursprünglich pflegten sowohl der Fürst wie die geringeren Herren in eigener Person zu Gericht zu sitzen; in der Folge

aber fanden sie es durchgängig angemessen, einen Gerichtshalter, Amtmann oder Richter für sich zu ernennen.

89. Dieser Stellvertreter mußte jedoch die Einkünfte der Gerichtsbarkeit dem, der ihn eingesetzt hatte, berechnen.

90. Jeder, der die Anweisungen liest, die zur Zeit Heinrichs II. den herumreisenden Richtern gegeben worden sind, wird klar sehen, daß sie eine Art von herumziehenden Faktoren waren, die in dem Land umhergeschickt wurden, um gewisse königliche Einkünfte zu erheben.

91. Zu jener Zeit brachte die Rechtspflege dem Landesherrn nicht nur ein gewisses Einkommen, sondern dieses Einkommen scheint auch einer der Hauptvorteile gewesen zu sein, die man durch die Rechtspflege zu erlangen beabsichtigte.

92. Diese Methode, die Rechtspflege den Einkommenszwecken dienstbar zu machen, mußte unfehlbar manche große Mißbräuche mit sich führen.

93. Diejenigen, die mit einem großen Geschenk in der Hand um ihr Recht nachsuchten, mochten leicht etwas mehr als nur ihr Recht erhalten, während die anderen, die nur mit einem kleinen Geschenk erschienen, leicht etwas weniger erhielten.

94. Auch mochte man den Rechtsspruch oft hinausschieben, damit die Geschenke wiederholt würden.

95. Und außerdem mochte die Geldbuße, die der schuldig Befundene zahlen mußte, oft ein Grund sein, den Angeklagten schuldig zu finden, wenn er es auch wirklich nicht war.

96. Daß solche Mißbräuche nichts Seltenes waren, davon gibt die alte Geschichte aller europäischen Länder Zeugnis.

97. Als der Fürst oder das Oberhaupt noch persönlich zu Gericht saß, da mußte es, wenn er das Recht auch noch so sehr mißbrauchte, doch immer äußerst schwer halten, Abhilfe zu finden: denn es war selten jemand mächtig genug, ihn zur Verantwortung zu ziehen.

98. Hatte er aber einen Amtmann eingesetzt, so mochte wohl manchmal Abhilfe zu finden sein.

99. Beging nämlich der Amtmann bloß zu seinem eigenen Vorteil einen Akt der Ungerechtigkeit, so war der Fürst wohl nicht immer abgeneigt, ihn zu bestrafen oder anzuhalten, das Unrecht wiedergutzumachen.

100. Wenn er aber einen Akt der Unterdrückung zum Vorteil des Fürsten beging, wenn er dadurch der Person, die ihn zu seinem Amt ernannt hatte und weiterbefördern konnte, sich gefällig erzeigen wollte, dann war es wohl in den meisten Fällen ebenso unmöglich, Abhilfe zu finden, als wenn der Fürst das Unrecht selbst begangen hätte.

101. Daher findet man auch unter allen unzivilisierten Regierungen, besonders unter denjenigen alten Regierungen in Europa, die auf den Trümmern des römischen Reiches eingerichtet waren, die Rechtspflege lange Zeit hindurch im höchsten Grade erbärmlich: durchaus nicht unparteiisch oder gerecht unter den besten Monarchen, unter den schlechtesten aber über alle Maßen abscheulich.

102. Unter Herdenvölkern, wo der Fürst oder das Oberhaupt nur der größte Herdenbesitzer seines Stammes oder Klans ist, nährt er sich gerade auf dieselbe Weise wie alle seine Vasallen oder Untertanen, nämlich von dem Zuwachs seiner Herden.

103. Unter denjenigen Nationen von Landbauern, die eben erst aus dem Hirtenstand herausgetreten sind und sich noch nicht weit von ihm entfernt haben, wie zum Beispiel die griechischen Völkerschaften um die Zeit des Trojanischen Krieges und unsere germanischen und skythischen Vorfahren zur Zeit ihrer ersten Niederlassung auf den Trümmern des weströmischen Reiches gewesen zu sein scheinen, ist der Fürst oder das Oberhaupt gleichfalls nichts anderes als der größte Grundeigentümer des Landes und findet so wie jeder andere Grundeigentümer seinen Unterhalt in dem, was ihm aus seinen Privatländereien oder,

wie man es in neueren Zeiten nennt, aus seinen Domänengütern eingeht.

104. Seine Untertanen tragen für gewöhnlich nichts zu seinem Unterhalt bei, wenn sie nicht gerade, um sich gegen die Unterdrückung von Seiten ihrer Mituntertanen zu verteidigen, seines Beistandes bedürfen.

105. Die Geschenke, die sie ihm in diesem letzteren Fall machen, bilden das ganze gewöhnliche Einkommen, die sämtlichen Vorteile, die er, wenn man einige außerordentliche Fälle ausnimmt, von seinem Regentenamt hatte.

106. Wenn Agamemnon bei Homer dem Achilles für seine Freundschaft die Oberherrschaft über sieben griechische Städte anbietet, so ist der einzige Vorteil, den er ihm davon verspricht, der, daß ihn das Volk durch Geschenke ehren werde.

107. Solange solche Geschenke, solange die Vorteile des Richteramtes oder das, was man die Gerichtsgebühren nennen könnte, das ganze gewöhnliche Einkommen ausmachen, daß der Fürst von seiner Oberherrlichkeit zog, solange konnte man nicht erwarten oder fordern, daß er sie ganz aufgeben sollte.

108. Es konnte nur verlangt werden und wurde auch oft verlangt, daß er sie genau bestimmen und ein für allemal festsetzen sollte.

109. Aber nachdem sie auch bestimmt und festgesetzt waren, mußte es doch immer noch höchst schwierig, um nicht zu sagen unmöglich bleiben, eine Person, die allmächtig war, zu hindern, daß sie nicht über jene Bestimmungen hinausginge.

110. Während der Dauer dieses Zustandes der Dinge ließ daher der Mißbrauch des Richteramtes, der aus der Willkürlichkeit und Unbestimmtheit dieser Geschenke entsprang, keine wirksame Abhilfe zu.

111. Aber als wegen verschiedener Ursachen, besonders wegen des unaufhörlichen Steigens der Kosten, die die Verteidigung des Staates gegen auswärtige Feinde verursachte, die Privatgüter des Fürsten durchaus nicht mehr zureichten, die Staatsausga-

ben zu bestreiten, und als es nötig geworden war, daß das Volk um seiner eigenen Freiheit willen durch allerlei Abgaben zur Bezahlung dieser Kosten beitrüge: da scheint man ziemlich allgemein dahin überein gekommen zu sein, daß weder der Fürst noch seine Amtleute und Gerichtshalter, die Richter, unter irgendeinem Vorwand Geschenke für die Rechtspflege annehmen sollten.

112. Diese Geschenke, scheint man geglaubt zu haben, gänzlich abzuschaffen, sei leichter, als sie mit Erfolg zu bestimmen und festzusetzen.

113. Man setze den Richtern feste Gehälter aus und glaubte, daß diese sie für den Verlust ihres Anteils an den alten Vorteilen des Richteramtes entschädigen würden, so wie andererseits den Fürsten die Abgaben mehr als entschädigen sollten.

114. Nun hieß es, die Gerechtigkeit werde umsonst verwaltet.

115. Im Grunde ist aber die Gerechtigkeit niemals in irgendeinem Land umsonst verwaltet worden.

116. Wenigstens die Rechtsanwälte und Advokaten müssen immer von den Parteien bezahlt werden, und würden sie es nicht, so würden sie ihre Pflicht noch schlechter erfüllen, als sie es jetzt tun.

117. Die an die Rechtsanwälte und Advokaten jährlich entrichteten Gebühren sind bei jedem Gerichtshof weit höher als die Gehälter der Richter.

118. Dadurch, daß diese Gehälter von der Krone bezahlt werden, können sich die notwendigen Prozeßkosten nirgends merklich vermindern.

119. Aber man verbot auch nicht nur in der Absicht, diese Kosten zu vermindern, sondern auch die richterliche Bestechlichkeit zu verhüten, den Richtern, Geschenke oder Gebühren von den Parteien anzunehmen.

120. Das Amt eines Richters ist an sich selbst so ehrenvoll, daß sich Leute genug dazu finden, auch wenn es nur mit sehr geringen Einkünften verbunden ist.

121. Das geringere Amt eines Friedensrichters führt eine Menge von Mühewaltungen mit sich und bringt in den meisten Fällen gar keine Einkünfte, und dennoch ist es ein Gegenstand des Ehrgeizes für unsere meisten Landedelleute.

122. Die Gehälter der sämtlichen Ober- und Unterrichter samt allen Kosten der Rechtsverwaltung und Rechtsvollstreckung, auch da, wo diese nicht mit besonderer Sparsamkeit eingerichtet ist, machen in zivilisierten Ländern nur einen sehr geringen Teil des gesamten Staatsaufwandes aus.

123. Alle Ausgaben für das Justizwesen könnten sogar ganz wohl mit den bloßen Gerichtsgebühren bestritten werden, und ohne daß die Rechtspflege dem Zufall oder der Bestechung preisgegeben würde, könnte das Staatseinkommen doch von dieser, wenn auch nur kleinen Belastung befreit bleiben.

124. Es ist schwer, die Gerichtsgebühren mit Erfolg zu bestimmen, solange eine so mächtige Person, wie das Staatsoberhaupt ist, einen Teil davon erhält und ein nicht unbedeutendes Einkommen daraus zieht; aber es ist sehr leicht, sobald der Richter die Hauptperson ist, die davon Gewinn zieht.

125. Den Richter kann das Gesetz ganz leicht zwingen, seinen Vorschriften zu folgen; aber das Staatsoberhaupt zu nötigen, daß sie es respektiere, dürfte ihm nicht immer gelingen.

126. Da wo die Gerichtsgebühren genau bestimmt und festgesetzt sind, wo sie alle auf einmal in einem gewissen Zeitpunkt jedes Prozesses in die Hände eines Kassiers gezahlt und von diesem nach Beendigung des Prozesses und nicht während seines Laufes in bestimmten Verhältnissen unter die Richter verteilt werden: da scheint die Gefahr einer schlechten Rechtsverwaltung nicht größer zu sein, als wenn jene Gebühren ganz verboten werden.

127. Diese Gebühren können ohne bedeutende Verteuerung der Prozeßkosten so weit erhöht werden, daß sie alle Kosten des Justizwesens bestreiten.

128. Indem sie erst nach Beendigung des Prozesses den Richtern ausgezahlt werden, kann dies ein Ansporn des Fleißes für den ganzen Gerichtshof sein.

129. Bei Gerichten, die aus einer beträchtlichen Anzahl von Mitgliedern bestehen, können jene Gebühren, wenn jedes Mitglied seinen Anteil an ihnen nach der Zahl von Stunden und Tagen, die er entweder im Gerichts selbst oder bei einer Kommission mit Prüfung des Prozesses zugebracht hat, erhält, den Fleiß jedes einzelnen Richters anfeuern.

130. Staatsdienste werden niemals besser besorgt, als wenn sie erst nach ihrer Leistung und nach dem Fleiß, der darauf verwendet worden ist, belohnt werden.

131. Bei dem französischen Parlament machen die Gerichtsgebühren den bei weitem größten Teil der Einkünfte der Richter aus.

132. Nachdem alle Abzüge gemacht sind, beläuft sich das reine Gehalt, daß die Krone einem Parlamentsrat oder Richter in dem Parlament von Toulouse, an Rang und Würde dem zweiten Gerichtshof im Königreich, zahlt, auf nicht mehr als einhundertfünfzig Livres oder £ 6,- Sterling und 11 Schilling im Jahr.

133. Vor etwa sieben Jahren war diese Summe an eben jenem Ort der gewöhnliche Jahreslohn eines Bedienten.

134. Die Verteilung der Gebühren richtet sich nach dem Fleiß der Richter.

135. Ein fleißiger Richter gewinnt durch sein Amt ein zwar mäßiges aber doch hinlänglich gutes Einkommen; ein fauler bekommt nicht mehr als sein Gehalt.

136. Diese Parlamente sind vielleicht in mancher Beziehung nicht eben die besten Gerichtshöfe, aber man hat sie doch niemals der Bestechung angeklagt, und es scheint, daß sie auch nicht einmal einen Verdacht solcher Art erregen.

137. Die Gerichtsgebühren scheinen ursprünglich auch in England die hauptsächlichste Einnahmequelle der Gerichtshöfe gewesen zu sein.

138. Jeder Gerichtshof suchte so viele Geschäfte an sich zu ziehen, wie er konnte, und zog deshalb gern Rechtssachen in seine Gerichtsbarkeit, die eigentlich unter eine andere gehört hätten.

139. Der Gerichtshof der Kingsbench, der nur für Kriminalsachen bestimmt war, erkannte auch in Zivilprozessen, indem der Kläger vorgab, daß der Beklagte, indem er ihm Gerechtigkeit verweigerte, sich eines Rechtseingriffes oder strafbaren Vergehens schuldig gemacht habe.

140. Das Schatzkammergericht, das zur Erhebung der königlichen Einkünfte und zur Beitreibung solcher Schuldzahlungen, die Privatleute an den König abzutragen hatten, eingeführt worden war, erkannte auch über alle anderen Schuldsachen, indem der Kläger vorgab, daß er den König nicht bezahlen könne, weil der Beklagte ihn nicht bezahle.

141. Durch solche Erdichtungen kam es dahin, daß es in vielen Fällen ganz von den Parteien abhing, vor welchen Gerichtshof sie ihre Sache verhandelt wissen wollten, und jeder Gerichtshof suchte durch größere Schnelligkeit und Unparteilichkeit so viel Prozesse wie möglich in seinen Bereich zu ziehen.

142. Vielleicht rührt die bewundernswürdige Verfassung der englischen Gerichtshöfe großenteils von dem Wetteifer her, der früher zwischen den verschiedenen Gerichten herrschte; denn jeder Richter bemühte sich, bei seinem Tribunal die schnellste und wirksamste Rechtshilfe, die das Gesetz für jede Art erlittenen Unrechts anbietet, den Parteien angedeihen zu lassen.

143. Ursprünglich erkannten die unteren Gerichtshöfe bei einem Vertragsbruch nur Entschädigung zu.

144. Das Kanzleigericht nahm als ein gewissenhaftes Gericht als erstes es auf sich, zu einer genauen Erfüllung der vertraglichen Verpflichtungen anzuhalten.

145. Wenn der Vertragsbruch nichts weiter als die Nichtbezahlung einer Geldsumme war, so konnte der Schaden auf keine

andere Weise als durch Zahlung gutgemacht werden, und in dieser bestand dann die genaue Erfüllung der vertraglichen Verpflichtung.

146. Daher war in solchen Fällen die Hilfe, die die unteren Gerichtshöfe gaben, ausreichend.

147. Aber nicht so in anderen Fällen.

148. Wenn der Pächter gegen seinen Grundherrn eine Klage darüber anstellte, daß er ihn ungerechter Weise aus seiner Pacht geworfen haben, so war eine Entschädigung in Geld keineswegs dem Besitz des Landgutes gleich zu achten.

149. Daher kamen solche Rechtssachen eine Zeitlang sämtlich vor das Kanzleigericht, zum nicht geringen Schaden der unteren Gerichtshöfe.

150. Um daher solche Rechtsfälle wieder an sich zu ziehen, erfanden, wie es heißt, die unteren Gerichtshöfe die künstliche, fingierte Klage auf Wiedereinsetzung als das wirksamste Mittel gegen eine ungerechte Heraussetzung oder Vertreibung aus dem Grundbesitz.

151. Stempelgebühren bei den Verhandlungen eines jeden Gerichtshofes, die von diesem Hof selbst erhoben und zur Besoldung der Richter und anderer dahin gehörender Beamter angewendet werden, können gleichfalls eine Einnahme liefern, die zur Bestreitung der Kosten bei der Rechtspflege hinreichend ist, ohne daß das allgemeine Einkommen des Staates mit einer Ausgabe belastet würde.

152. Freilich kommen in diesem Fall die Richter in Versuchung, die Verhandlungen bei ihrem Prozeß unnötigerweise zu vervielfältigen, um den Ertrag solcher Stempelgebühren so viel wie möglich zu vermehren.

153. Es ist in europäischen Ländern die Einrichtung getroffen worden, daß die Bezahlung der Rechtsanwälte und Sekretäre nach der Anzahl der Seiten bestimmt wurde, die sie zu schreiben hatten, wobei der Gerichtshof jedoch verlangte, daß auf jeder Seite soundso viel Zeilen und auf jede Zeile soundso viel Worte kommen sollten.

154. Um nun ihre Bezahlung zu erhöhen, dachten die Rechtsanwälte und Sekretäre daran, ohne alle Not viel Worte zu machen und verdarben dadurch, wie ich glaube, die Rechtssprache bei den Gerichtshöfen in Europa.

155. Eine ähnliche Versuchung würde vielleicht bewirken, daß der Prozeßgang selbst ebenso verdorben würde.

156. Mag nun aber die Rechtspflege so eingerichtet sein, daß sie selbst einbringt, was sie kostet, oder mögen die Richter durch feste Gehälter aus irgendeinem einem anderen Fonds bezahlt werden: so scheint es doch nicht notwendig, daß die Person oder die Personen, die mit der vollziehenden Gewalt bekleidet sind, die Verwaltung dieser Fonds oder die Auszahlung dieser Gehälter unter sich haben.

157. Dieser Fonds kann in einer Rente von Landgütern bestehen oder die Verwaltung jedes Gutes dem Gerichtshof, der seinen Unterhalt davon zu beziehen hat, überlassen werden.

158. Er kann aber auch in den Zinsen einer Geldsumme bestehen, und dann kann das Ausleihen derselben gleichfalls dem Gerichtshof, der seinen Unterhalt davon zu beziehen hat, überlassen werden.

159. Ein Teil, obgleich nur ein kleiner Teil des Gehalts der Richter an dem schottischen Gerichtshof court of session, kommt aus den Zinsen einer Geldsumme.

160. Indes scheint doch die unvermeidliche Unbeständigkeit eines solchen Fonds sich nicht damit zu vertragen, daß er zur Einnahmequelle eines Institutes dienen soll, das von ewiger Dauer sein muß.

161. Die Trennung der richterlichen von der vollziehenden Gewalt scheint ursprünglich daher entstanden zu sein, daß sich mit der wachsenden Kultur auch die Geschäfte der Gesellschaft vermehrten.

162. Die Rechtspflege wurde eine so schwere und verwickelte Aufgabe, daß sie die ungeteilte Aufmerksamkeit der Personen, denen sie anvertraut war, erforderte.

163. Diejenige Person, der die vollziehende Gewalt anvertraut war, hatte nicht

Zeit genug, sich selbst mit der Entscheidung von Prozessen abzugeben, und er ernannte deshalb Stellvertreter, die sie an ihrer Statt untersuchen sollten.

164. Als Rom auf der Höhe Macht war, hatte der Konsul zu viel mit den politischen Angelegenheiten zu tun, als daß er der Rechtspflege hätte obliegen können; daher ernannte man einen Prätor zu diesem Zweck, der eigentlich nur die Stelle des Konsuls vertrat.

165. Als die auf den Trümmern des römischen Reiches errichteten europäischen Monarchien sich ausbildeten, fingen die Landesherren und der hohe Adel allenthalben an, die Rechtsverwaltung als ein Amt anzusehen, das zu mühsam und zu gemein wäre, als daß sie sich in eigener Person damit abgeben könnten.

166. Sie machten sich daher alle davon los und ernannten an ihrer Statt einen Stellvertreter, einen Amtmann oder Richter.

167. Solange die richterliche Gewalt mit der vollziehenden vereinigt ist, läßt es sich kaum vermeiden, daß die Gerechtigkeit oft der Politik aufgeopfert wird.

168. Die mit den großen Angelegenheiten des Staates beschäftigten Personen können selbst ohne schlechte Absichten es bisweilen für notwendig halten, diesen Interessen die Rechte eines Privatmannes zu opfern.

169. Aber gerade auf der unparteiischen Rechtspflege beruht die Freiheit jedes einzelnen, beruht das Bewußtsein, das er von seiner Sicherheit hat.

170. Damit sich ein jeder in dem Besitz all seiner Recht vollkommen sicher fühle, ist es nicht nur nötig, daß die richterliche Gewalt von der vollziehenden getrennt werde, sondern sie muß auch so viel wie möglich von derselben unabhängig sein.

171. Es sollte kein Richter nach der Laune der vollziehenden Gewalt seines Amtes entsetzt werden können, und die regelmäßige Auszahlung seines Gehaltes sollte nicht von dem guten Willen und auch nicht einmal von der guten Wirtschaft jener Macht abhängen.

§ 8 Bildung⁸

1. In jedem Beruf richtet sich die Anstrengung, mit der der größte Teil derer, die sich ihm widmen, ihn erfüllen, stets nach der Notwendigkeit, in der sie sich befinden, sich anzustrengen.

2. Diese Notwendigkeit ist bei denen am größten, die an den Einkünften ihres Amtes die einzige Quelle besitzen, aus der sie Vermögen oder auch nur ein gewöhnliches Einkommen für den täglichen Unterhalt schöpfen zu können hoffen dürfen.

3. Um dieses Vermögen zu erwerben oder um auch nur ihren Unterhalt zu erlangen, müssen sie im Laufe des Jahres eine gewisse Menge Arbeit von einem bestimmten Wert verrichten, und wo die Konkurrenz frei ist, zwingt der Wetteifer der Konkurrenten, die einer den anderen aus seiner Beschäftigung zu verdrängen suchen, einen jeden, seine Arbeit so vollkommen wie möglich zu machen.

4. Die Größe der in manchen Berufsarten bei gutem Erfolg in Aussicht stehenden Gewinne belebt ohne Zweifel bisweilen die Tätigkeit der wenigen Menschen, die außerordentlichen Mut und Ehrgeiz besitzen; aber nötig sind solche großen Aussichten gerade nicht, um die größten Anstrengungen hervorzurufen.

5. Schon der Wetteifer und die Konkurrenz allein machen es auch bei niedrigeren Beschäftigungen zu einem Gegenstand des Ehrgeizes, sich darin auszuzeichnen, und bewirken oft die größten Anstrengungen.

6. Dagegen haben große in Aussicht stehende Gewinne allein und nicht unterstützt von der Notwendigkeit, fleißig zu sein, nur selten genügt, die Menschen zu tüchtiger Anstrengung zu bewegen.

7. In England führt ein glücklicher Erfolg im Justizamt zu manchen herrlichen Belohnungen des Ehrgeizes, und wie wenige Menschen haben doch, wenn sie schon

⁸ Fünftes Buch, erstes Kapitel, dritter Teil, zweites Hauptstück in Auszügen

ein schönes Vermögen ererbt hatten, in diesem Amt Berühmtheit gesucht!

8. Die Dotierungen der Schulen und Lehranstalten haben die Nötigung der Lehrer zum Fleiß mehr oder weniger verringert.

9. Sie ziehen ihren Unterhalt, sofern er von ihrem Gehalt kommt, offenbar aus einem von ihrem Glück oder ihrer Auszeichnung im Amt ganz unabhängigen Fonds.

10. Auf manchen Universitäten macht das Gehalt nur einen Teil und oft nur einen sehr kleinen Teil der Einnahmen des Lehrers aus, in denen der größere Teil in den Honoraren oder den Kollegiengeldern besteht.

11. In diesem Fall ist die Nötigung zum Fleiß, wenn sie auch immer mehr oder weniger vermindert ist, doch nicht ganz aufgehoben.

12. Einen Ruf zu erlangen hat für ihn immer noch einigen Wert, und er hängt auch noch einigermaßen von der Zuneigung, der Dankbarkeit und den günstigen Berichten derer ab, die seinen Unterricht genießen.

13. Diese günstige Meinung aber kann der Lehrer nicht sicherer gewinnen, als wenn er sie durch die Geschicklichkeit und durch den Fleiß, mit dem er alle Pflichten seines Amtes erfüllt, zu verdienen sucht.

14. Auf anderen Universitäten ist es dem Lehrer verboten, Honorare oder Kollegiengelder von seinen Zuhörern anzunehmen, und sein Gehalt macht das Einkommen aus, das er von seinem Amt zieht.

15. In diesem Fall wird sein Interesse in einen so unmittelbaren Widerspruch mit seiner Pflicht gesetzt, wie nur immer ein Widerspruch zwischen beiden möglich sein kann.

16. Es ist jedermanns Interesse, so behaglich wie möglich zu leben, und wenn seine Einkünfte ganz gleich bleiben, ob er nun gewisse mühsame Pflichten erfüllt, oder ob er sie nicht erfüllt, so liegt es offenbar in seinem Interesse, wie man wenigstens so im gemeinen Leben das Interesse versteht, jene Pflichten entweder ganz zu

vernachlässigen oder, falls er irgendeiner Behörde, die eine völlige Vernachlässigung nicht zuläßt, untergeben ist, sie so saumselig und lässig zu erfüllen, wie es ohne Vorwurf vonseiten der Behörde geschehen kann.

17. Ist er von Natur aus tätig und ein Freund der Arbeit, so liegt es in seinem Interesse, diese Tätigkeit lieber auf eine Weise auszuüben, die ihm Gewinn bringt, als sie zur Erfüllung einer Pflicht aufzubieten, von der er sich keinen Vorteil versprechen kann.

18. Ist die Behörde, der er untergeben, die Korporation, die Lehranstalt oder Universität, der er als Mitglied angehört, und deren meiste übrigen Mitglieder gleich ihm Lehrer sind oder sein sollen, so machen sie wahrscheinlich gemeinsame Sache, indem sie sich alle gegeneinander höchst nachsichtig zeigen und jeder dem anderen gestattet, seine Pflicht zu versäumen, wenn ihm nur auch wieder gestattet wird, in der seinigen saumselig zu sein.

19. Auf der Universität Oxford tun schon seit vielen Jahren die meisten öffentlichen Professoren gar nicht mehr so, als hielten sie Vorlesungen.

20. Ist aber die Behörde, der der Lehrer untergeben ist, nicht die Korporation selbst, der er als Mitglied angehört sondern eine andere fremde Person, wie z.B. der Bischof der Diözese, der Gouverneur der Provinz oder vielleicht ein Staatsminister, so ist es in diesem Fall allerdings nicht wahrscheinlich, daß man gegen die Vernachlässigung aller Amtspflichten nachsichtig sein wird; aber alles, was solche Oberen tun können, ist, daß sie ihn nötigen, auf seine Studenten eine gewisse Anzahl von Stunden zu verwenden, das heißt ihnen alle Wochen oder alle Jahre so und so viele Vorlesungen zu halten.

21. Wie diese Vorlesungen beschaffen sind, das hängt dabei immer noch von dem Fleiß des Lehrers ab, und dieser Fleiß wird sich gewiß nach den Motiven richten, die den Lehrer dazu bewegen.

22. Überdies ist eine solche fremde Gerichtsbarkeit der Gefahr ausgesetzt, auf eine ebenso unwissende wie eigensinnige Weise verwaltet zu werden.

23. Sie ist ihrer Natur nach willkürlich und dem Ermessen anheimgegeben, und da die Personen, denen sie anvertraut ist, weder die Vorlesungen des Lehrers selbst besuchen noch vielleicht auch etwas von den Wissenschaften verstehen, die er vorzutragen hat, so sind sie selten geschickt, ihr Amt so, wie es sein muß, zu verwalten.

24. Oft macht sie auch der Amtshochmut gleichgültig dagegen, wie sie ihr Amt versehen, und sie sind gar nicht abgeneigt, den Lehrer leichtsinnigerweise und ohne alle rechte Ursache zu bestrafen oder seines Amtes zu entsetzen.

25. Der einer solchen Gerichtsbarkeit untergebene Lehrer verliert dadurch notwendig an Würde und wird aus einem der geachtetsten Männer, der er in der Gesellschaft sein sollte, zu einem der niedrigsten und verächtlichsten.

26. Nur durch den mächtigen Schutz kann er sich gegen die schlechte Behandlung vonseiten seiner Oberen schützen, und diesen Schutz wird er nicht so leicht durch Geschicklichkeit und Fleiß in seinem Beruf wie durch Willfährigkeit gegen seine Oberen und dadurch gewinnen, daß er die Rechte, das Interesse und die Ehre der Korporation, zu der er gehört, jederzeit zu opfern bereit ist.

27. Wer jemals eine Zeitlang die Verwaltungsart auf einer französischen Universität beobachtet hat, der muß Gelegenheit gehabt haben, die Folgen zu bemerken, die aus einer solchen willkürlichen fremden Gerichtsbarkeit hervorgehen.

28. Alles, was eine gewisse Anzahl Studierender nötigt, eine Lehranstalt oder Universität zu besuchen, ohne daß es dabei auf das Verdienst oder den Ruf der Lehrer ankommt, dient dazu, die Erwerbung dieser Verdienste oder dieses Rufes mehr oder weniger unnötig zu machen.

29. Die Privilegien der Graduierten sind eine Art von Meisterbrief und haben gerade

ebenso viel zur Verbesserung des Unterrichts beigetragen, wie diese Meisterbriefe dazu beitrugen, Künste und Manufakturen zu heben.

30. Die milden Stiftungen von Stipendien aller Art ziehen eine gewisse Anzahl von Studierenden nach bestimmten Lehranstalten, ohne daß dabei in Betracht kommt, ob die Lehranstalten gut sind oder nicht.

31. Würde es den Studenten, die solche milden Stiftungen genießen, freigestellt, welche Lehranstalt sie wählen wollen, so könnte diese Freigabe vielleicht dazu dienen, unter den verschiedenen Lehranstalten einen Wetteifer zu erwecken.

32. Eine Verordnung aber, die selbst den unabhängigen Mitgliedern jeder einzelnen Lehranstalt verbietet, sie zu verlassen und ohne zuvor dazu die Erlaubnis der Lehranstalt, die sie verlassen wollen, nachgesucht und erhalten zu haben, auf eine andere zu gehen, muß diesen Wetteifer geradezu unterdrücken.

33. Wenn in einer Lehranstalt der Lehrer oder Professor, der jeden Studierenden in den Künsten und Wissenschaften zu unterrichten hat, nicht von den Studierenden selbst freiwillig gewählt, sondern von dem Vorsteher der Anstalt ernannt würde, und wenn der Studierende, im Falle sein Lehrer nachlässig, ungeschickt oder grob wäre, ihn doch nicht ohne nachgesuchte und erhaltene Erlaubnis mit einem anderen vertauschen dürfte, so würde eine solche Einrichtung nicht nur allen Wetteifer unter den verschiedenen Lehrern einer und derselben Anstalt vernichten, sondern bei allen die Nötigung zum Fleiß und zur Sorgfalt für ihre Studenten fast ganz aufheben.

34. Solche Lehrer können dann, wenn sie auch von ihren Zuhörern sehr gut bezahlt werden, dennoch ebenso leicht in Versuchung kommen, diese zu vernachlässigen, wie andere, die gar nicht von ihnen bezahlt werden und außer ihrem Gehalt kein weiteres Einkommen beziehen.

35. Wenn der Lehrer ein Mann von gesunden Sinnen ist, so muß es für ihn höchst unerquicklich sein, bei seinen Vor-

lesungen das Bewußtsein zu haben, daß er sinnloses Zeug oder wenigstens nicht viel Besseres spricht oder vorliest.

36. Es muß auch unangenehm für ihn sein, wenn er sieht, daß der größte Teil seiner Zuhörer die Vorlesungen verläßt oder sie wenigstens mit offenbaren Zeichen von Unaufmerksamkeit, Verachtung und Spott anhört.

37. Ist er daher gezwungen, eine gewisse Anzahl von Vorlesungen zu halten, so können schon diese Motive allein ohne alles andere Interesse ihn antreiben, daß er sich einige Mühe gibt, seine Vorlesungen erträglich zu machen.

38. Indessen gibt es auch wieder allerlei Kunstgriffe, durch die diesen Reizmitteln zum Fleiß die Spitze genommen wird.

39. Der Lehrer kann zum Beispiel, anstatt seinen Zuhörern die Wissenschaft, die er ihnen beibringen soll, selbst auseinanderzusetzen, ein darüber geschriebenes Buch vorlesen, und wenn dieses Buch in einer alten oder fremden Sprache geschrieben ist, schon dann eine Vorlesung zu halten meinen, wenn er es ihnen in die Muttersprache übersetzt oder wenn er, was noch weniger Mühe kostet, sie dasselbe übersetzen läßt und nur hier und da eine gelegentliche Bemerkung macht.

40. Dazu befähigt ihn schon der geringste Grad von Kenntnissen und Fleiß, und er braucht sich nicht der Verachtung oder dem Spott auszusetzen, noch etwas zu sagen, was geradezu dumm, abgeschmackt oder lächerlich ist.

41. Auch macht es ihm die in der Lehranstalt eingeführte Zucht möglich, alle Studenten zum pünktlichen Besuch seiner Pseudovorträge und zur Beachtung eines anständigen und ehrerbietigen Betragens während der Stunde anzuhalten.

42. Überhaupt ist die Zucht in den Lehranstalten und auf den Universitäten nicht für das Beste der Lernenden, sondern für den Vorteil oder vielmehr für die Bequemlichkeit der Lehrenden eingerichtet.

43. Ihr Zweck ist in allen Fällen der, das Ansehen der Lehrer aufrecht zu erhal-

ten und jedenfalls, mag der eine Pflicht versäumen oder erfüllen, die Schüler zu einem solchen Betragen gegen ihn zu zwingen, als wenn er den größten Fleiß und die größte Geschicklichkeit bewiese.

44. Sie scheint bei den Lehrern die vollkommenste Weisheit und Tugend, bei den Lernenden aber die größte Schwäche und Torheit vorauszusetzen.

45. Und doch glaube ich, gibt es kein Beispiel, daß die Schüler, wenigstens den größten Teilen nach, jemals ihre Pflicht verkannt hätten, wenn die Lehrer nur wirklich die ihrige taten.

46. Es bedarf niemals der Zucht, um den Besuch solche Vorträge, die des Anhörens wirklich wert sind, zu erzwingen; dies zeigt die Erfahrung überall, wo solche Vorträge gehalten werden.

47. Bei Kindern freilich oder sehr jungen Knaben mag ein gewisser Grad von Zwang nötig sein, um sie zum Achtgeben auf diejenigen Unterrichtsgegenstände anzuhalten, die man ihnen in dieser ersten Periode des Lebens beibringen zu müssen glaubt; aber nachdem zwölften oder dreizehnten Jahr bedarf es dazu schwerlich mehr eines Zwanges, wenn nur der Lehrer tut, was er soll.

48. Unter den meisten jungen Leuten findet sich ein so guter Geist, daß sie, weit entfernt, den Unterricht des Lehrers zu versäumen oder zu verachten, wenn er nämlich den ernsten Willen zeigt, ihnen nützlich zu sein, im allgemeinen vielmehr geneigt sind, selbst viele Fehler in der Verrichtung seines Amtes zu verzeihen und manchmal sogar grobe Vernachlässigungen vor dem Publikum zu verbergen.

49. Man wird finden, daß diejenigen Unterrichtsgegenstände, für die keine öffentlichen Anstalten bestehen, in der Regel am besten gelehrt werden.

50. Geht ein junger Mensch in eine Fecht- oder Tanzstunde, so lernt er freilich nicht immer sehr gut fechten oder tanzen.

51. In dem Reitunterricht ist der gute Erfolg nicht immer so unzweifelhaft, denn die Kosten des Reitunterrichts sind so groß,

daß es an den meisten Orten dafür eine öffentliche Anstalt gibt.

52. Die drei wesentlichsten Grundlagen der Schulbildung - Lesen, Schreiben und Rechnen - werden noch jetzt weit gewöhnlicher von Privatlehrern als in öffentlichen Schulen erlernt, und es kommt nur selten vor, daß sich jemand nicht so viel davon aneignet, wie ihm nötig ist.

53. In England sind die öffentlichen Schulen weit weniger verdorben als die Universitäten.

54. In den Schulen lernt die Jugend Latein und Griechisch oder kann es wenigstens lernen; das ist aber zugleich alles, wozu sich die Lehrer anheischig machen, und was man von ihnen erwartet.

55. Auf den Universitäten hingegen wird die Jugend in den Wissenschaften, zu deren Vortrag diese gelehrten Körperschaften berufen sind, nicht unterrichtet und kann auch nicht immer Gelegenheit finden, sich darin unterrichten zu lassen.

56. Der Lohn des Schullehrers hängt in den meisten Fällen größtenteils, in einigen aber fast ganz allein von dem Schulgeld ab.

57. Die Schulen haben keine ausschließlichen Privilegien.

58. Um graduiert zu werden, ist es nicht notwendig, ein Zeugnis beizubringen, daß man so und so viele Jahre auf einer öffentlichen Schule gewesen sei; wenn man bei der Prüfung nur zeigt, daß man das kann, was auf einer öffentlichen Schule gelehrt wird, so wird nicht weiter gefragt, an welchem Ort man es gelernt habe.

59. Man kann nun vielleicht sagen, es sei wohl wahr, daß diejenigen Unterrichtsgegenstände, die auf Universitäten gelehrt zu werden pflegen, nicht allzu gut gelehrt werden; aber wenn diese Anstalten nicht vorhandenen wären, so würden sie gar nicht gelehrt worden sein, und sowohl die einzelnen wie das Publikum würden, wenn diese wichtigen Unterrichtsgegenstände ausfielen, beträchtlichen Schaden haben.

60. Die jetzigen Universitäten in Europa waren ursprünglich überwiegend kirchliche

Korporationen, zur Erziehung von Geistlichen bestimmt.

61. Sie wurden auf Veranlassung des Papstes gegründet und standen so sehr unter seinem unmittelbaren Schutz, daß alle ihre Glieder, die Lehrer wie auch die Studierenden, das sogenannte "beneficium cleri" hatten, das heißt, daß sie von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit des Landes, in dem die Universität lag, ausgenommen und nur vor den geistlichen Tribunalen belangbar waren.

62. Was auf den ersten dieser Universitäten gelehrt wurde, entsprach dem Endzweck ihrer Einrichtung und war entweder die Theologie oder etwas, was bloß zur Vorbereitung auf die Theologie diente.

63. Als das Christentum zuerst gesetzlich eingeführt wurde, war ein verdorbenes Latein die allgemeine Sprache der westlichen Länder Europas geworden.

64. Darum wurde auch der Gottesdienst in diesem verdorbenen Latein abgehalten und die Bibelübersetzung in dieser Sprache in den Kirchen vorgelesen, denn sie war ja die allgemeine Sprache des Landes.

65. Nach dem Eindringen der barbarischen Völkerschaften, die das römische Reich zerstörten, hörte das Latein nach und nach auf, die Sprache irgendeines europäischen Landes zu sein.

66. Aber die Verehrung der Menschen hält natürlich noch lange Zeit die festgewordenen Formeln und Zeremonien der Religion aufrecht, nachdem die Umstände, durch die sie eingeführt wurden, und unter denen sie allein vernünftig sind, längst aufgehört haben.

67. Obgleich daher das Latein von der großen Masse des Volkes nicht mehr verstanden wurde, so blieb man noch dabei, den Gottesdienst in dieser Sprache zu halten.

68. So setzten sich in Europa ähnlich wie im alten Ägypten zwei verschiedene Sprachen fest: eine Sprache der Priester und eine Sprache des Volkes, eine heilige und eine profane, eine gelehrte und eine ungelehrte Sprache.

69. Nun war es doch aber notwendig, daß die Priester etwas von jener heiligen und gelehrten Sprache, in der sie die gottesdienstlichen Handlungen zu verrichten hatten, verstanden, und so wurde das Studium des Lateinischen von Anfang an ein wesentlicher Teil des Universitätsunterrichts.

70. Mit dem Griechischen und Hebräischen hatte es nicht die gleiche Bewandnis.

71. Die unfehlbaren Aussprüche der Kirche hatten erklärt, daß die lateinischen Übersetzung der Bibel, die man die Vulgata nannte, ebenso vom göttlichen Geist diktiert worden sei und daher das gleiche Ansehen habe wie die griechische und hebräische Urschrift.

72. Da folglich die Kenntnis dieser beiden Sprachen kein unerläßliches Erfordernis für einen Geistlichen war, so machte auch das Studium derselben nicht lange mehr einen notwendigen Teil in dem Lehrplan des Universitätsunterrichts aus.

73. Ich habe mir sagen lassen, daß es in Spanien Universitäten gibt, auf denen das Studium der griechischen Sprache niemals einen Teil des Lehrplans ausgemacht hat.

74. Die ersten Reformatoren fanden, daß der griechische Text des Neuen Testaments und selbst der hebräische des Alten ihren Meinungen günstiger sei als die Übersetzung der Vulgata, die, wie sich wohl voraussetzen ließ, nach und nach den Lehren der katholischen Kirche angepaßt worden war.

75. Sie machten sich also daran, die vielen Irrtümer jener Übersetzung aufzudecken, wodurch die römisch-katholische Geistlichkeit gezwungen wurde, sie zu verteidigen oder auszulegen.

76. Dies konnte aber nicht ohne einige Kenntnis der Ursprachen geschehen, deren Studium deshalb nach und nach auf den meisten katholischen und protestantischen Universitäten eingeführt wurde.

77. Die griechische Sprache hängt überdies mit der ganzen klassischen Gelehrsamkeit zusammen, die zwar zuerst fast nur von Katholiken und Italienern kultiviert

worden war, deren Erlernung aber gerade um die Zeit der Reformation allgemein Mode wurde.

78. Auf den meisten Universitäten wurde daher das Griechische noch vor dem Studium der Philosophie, und sobald der Studierende einige Fortschritte im Lateinischen gemacht hatte, gelehrt.

79. Die hebräische Sprache, die in keinem Zusammenhang mit der klassischen Gelehrsamkeit stand, und in der außer der Heiligen Schrift kein einziges geschätztes Buch geschrieben worden war, wurde gewöhnlich erst nach dem Studium der Philosophie, und sobald der Studierende in das Studium der Theologie eingetreten war, angefangen.

80. Ursprünglich wurden die Anfangsgründe des Griechischen und Lateinischen auf den Universitäten gelehrt, und auf manchen Universitäten geschieht dies noch jetzt.

81. Auf anderen erwartet man von dem Studierenden, daß er sich zuvor wenigstens die Anfangsgründe der einen oder beider Sprachen angeeignet habe.

82. Doch macht das fortgesetzte Studium derselben immer noch einen beträchtlichen Teil des Universitätsunterrichts aus.

83. Die alte griechische Philosophie zerfiel in drei große Teile: in die Physik oder Naturphilosophie, die Ethik oder Moralphilosophie, und die Logik.

84. Diese allgemeine Einteilung scheint ganz mit der Natur der Sache zu stimmen.

85. Die großen Naturerscheinungen, der Umlauf der Himmelskörper, die Finsternisse, Kometen, Donner, Blitz und andere außerordentliche Meteore, die Erzeugung, das Leben, das Wachstum und das Sterben der Pflanzen und Tiere sind Gegenstände, die, wie sie das Erstaunen der Menschen erregen, so auch ganz natürlich ihre Neugierde wecken, ihre Ursachen kennenzulernen.

86. Anfänglich versuchte es der Aberglauben, dieser Neugierde Genüge zu tun, indem er alle jene wunderbaren Ereignisse

von einer unmittelbaren Einwirkung der Götter ableitete.

87. Später bemühte sich die Philosophie, diese aus bekannteren Ursachen, das heißt aus solchen zu erklären, die den Menschen einleuchtender waren als die Einwirkung der Götter.

88. Wie jene großen Erscheinungen die ersten Gegenstände der menschlichen Wißbegierde sind, so mußte auch die Wissenschaft, die ihre Erklärung zu geben verspricht, der erste Zweig der Philosophie sein, mit dem man sich beschäftigte.

89. Daher sind die ersten Philosophen, von denen uns die Geschichte Nachricht gibt, Naturphilosophen gewesen.

90. In jedem Zeitalter und jedem Land der Welt haben die Menschen natürlich einer auf des anderen Charakter, Absichten und Handlungen achtgegeben, und so wurden manche treffliche Regeln und Maximen für die Aufführung im menschlichen Leben aufgestellt und durch allgemeine Übereinstimmung gutgeheißen.

91. Sobald die Schreibkunst in Aufnahme kam, suchten natürlich weise Leute oder solche, die sich dafür hielten, die Anzahl jener festen und verehrten Maximen zu vermehren und ihre eigene Meinung über das, was schickliche oder unschickliche Aufführung sei, bald in der künstlicheren Form von Gleichnissen, wie zum Beispiel die Fabel des Äsop sind, bald in der einfacheren von Denksprüchen, wohin die Sprichwörter Salomos, die Verse des Theognis und Phokyllides und einige Teile im Hesiod gehören, vorzutragen.

92. Sie mochten lange Zeit in dieser Weise fortfahren, die Zahl jener Klugheits- und Moralregeln bloß zu vermehren, ohne daß sie versuchten, sie in eine bestimmte methodische Ordnung zu bringen oder sie gar durch mehr oder weniger allgemeine Prinzipien, aus denen sie alle wie Wirkungen aus ihren Ursachen herzuleiten sind, in nähere Verbindung miteinander zu setzen.

93. Denn die Schönheit einer systematischen Anordnung vielfältiger, durch wenige allgemeine Prinzipien zusammenhängender

Beobachtungen kam erst in den rohen Versuchen des Altertums, ein System der Naturphilosophie aufzustellen, zum Vorschein.

94. Ähnliches versuchte man in der Folge mit der Moral.

95. Die Maximen des gemeinen Lebens wurden in eine methodische Ordnung gebracht und miteinander durch einige allgemeine Prinzipien in Verbindung gesetzt, gerade wie man früher die Naturerscheinungen zu ordnen und in Zusammenhang zu bringen gesucht hatte.

96. Die Wissenschaft, die jene verbindenden Prinzipien zu erforschen und ins Licht zu setzen unternimmt, ist das, was eigentlich Moralphilosophie heißt.

97. Verschiedene Schriftsteller schufen auch verschiedene Systeme der Natur- und Moralphilosophie.

98. Aber die Gründe, durch die sie ihre verschiedenen Systeme zu stützen versuchten, waren nicht nur weit davon entfernt, wirkliche Beweise zu sein, sondern waren auch oft nichts als schwache Wahrscheinlichkeiten und mitunter bloße Sophismen, die allein durch die Ungenauigkeit und Zweideutigkeit der Wörter im gemeinen Sprachgebrauch möglich wurden.

99. Spekulative Systeme sind zu allen Zeiten auf so leere Gründe hin angenommen worden, daß jeder Mensch von gesundem Verstand ähnliche Gründe in der geringsten Angelegenheit, die ein Geldinteresse betraf, ohne weiteres sinnlos gefunden haben würde.

100. Grobe Sophisterei hat auf die Meinungen der Menschen fast nirgendwo sonst als in Sachen der Philosophie und Spekulation Einfluß ausgeübt; aber in diesen hatte sie auch oft auch den allergrößten.

101. Die Verfechter jedes Natur- oder Moralsystems suchten natürlich die Schwäche der Gründe aufzudecken, mit denen die dem ihrigen entgegengesetzten Systeme gehalten werden sollten.

102. Bei der Prüfung dieser Gründe wurden sie von selbst darauf geleitet, den Unterschied zwischen einem bloß wahrschein-

lichen und einem überzeugenden, zwischen einem verfänglichen und einem bündigen Grunde aufzusuchen, und so entstand aus den Beobachtungen, zu denen eine solche Untersuchung führen mußte, die Logik oder die Wissenschaft der allgemeinen Prinzipien des richtigen und des unrichtigen Denkens.

103. Obgleich ihrem Ursprung nach später als die Physik und die Ethik, wurde sie doch in der Regel, wenn auch nicht in allen, so doch in den meisten alten Philosophenschulen vor jenen beiden Wissenschaften gelehrt.

104. Denn man glaubte, daß der Studierende erst den Unterschied zwischen richtigem und unrichtigem Denken kennen lernen müßte, ehe er dazu schritte, sein Denken an Gegenständen von so ungemeiner Wichtigkeit zu üben.

105. Diese alte Einteilung der Philosophie in drei Teile wurde auf den meisten europäischen Universitäten in eine fünfteilige abgeändert.

106. In der alten Philosophie machte alles, was man von der Natur des menschlichen Geistes oder der Gottheit lehrte, einen Teil der Physik aus.

107. Diese Wesen waren ja, worin auch immer ihre Wesenheit bestehenden mochte, jedenfalls Teile des großen Universums und zwar Teile von dem allerwichtigsten Einfluß.

108. Was also die menschliche Vernunft entweder durch Schlüsse oder durch Vermutungen über sie herausbringen konnte, machte nur zwei Kapitel, obgleich ohne Zweifel zwei sehr wichtige, derjenigen Wissenschaft aus, die sich damit beschäftigte, den Ursprung und die Bewegung des großen Universums zu erklären.

109. Auf den europäischen Universitäten hingegen, wo die Philosophie nur als die Magd der Theologie behandelt wurde, war es natürlich, bei diesen beiden Kapiteln länger als bei irgendeinem anderen zu verweilen.

110. Sie wurden nach und nach immer mehr ausgedehnt und in viele Unterabtei-

lungen zerlegt, bis zuletzt die Lehre von den Geistern, von denen man so wenig wissen kann, einen ebenso großen Raum in dem System der Philosophie einnahm wie die Lehre von den Körpern, von denen man so viel weiß.

111. Beide Lehren wurde nun als zwei verschiedene Wissenschaften betrachtet.

112. Das, was man Metaphysik oder Pneumatik nannte, wurde der Physik entgegengesetzt, und nicht nur als die erhabener, sondern auch, weil sie den Zwecken eines besonderen Standes besser entsprach, als die nützlichere unter beiden Wissenschaften betrachtet.

113. Der eigentliche Gegenstand des Experimentierens und Beobachtens, ein Gegenstand, an dem man durch sorgfältige Aufmerksamkeit so viele nützliche Entdeckungen machen kann, wurde fast ganz vernachlässigt.

114. Derjenige Gegenstand aber, an dem sich außer einigen sehr einfachen und fast augenfälligen Wahrheiten selbst mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit nichts als Dunkelheit und Ungewißheit entdecken läßt, und der folglich nur zu Spitzfindigkeiten und Sophistereien Anlaß geben kann, wurde mit der größten Sorgfalt bearbeitet.

115. Nachdem diese beiden Wissenschaften so einander entgegengesetzt worden waren, gab ihr Vergleich natürlicherweise einer dritten, der sogenannten Ontologie, das heißt der Wissenschaft, die von den Gegenständen der beiden anderen Wissenschaften gemeinschaftlichen Qualitäten und Attributen handelt, ihren Ursprung.

116. Aber wenn schon Spitzfindigkeiten und Sophistereien den größten Teil der Metaphysik oder Pneumatik der Schulen ausmachten, so war das Spinnengewebe der ontologischen Wissenschaft, die man auch zuweilen Metaphysik nannte, ganz und gar daraus zusammengesetzt.

117. Der Gegenstand, den die alte Moralphilosophie zu untersuchen vorhatte, war die Frage, worin die Glückseligkeit und Vollkommenheit des Menschen bestehe, sowohl wenn man ihn als ein Individuum,

als wenn man ihn als Glied einer Familie, eines Staates oder der großen menschlichen Gesellschaft betrachtet.

118. In dieser Philosophie wurden die Pflichten im menschlichen Leben als die Mittel zur Erlangung menschlicher Glückseligkeit und Vollkommenheit behandelt.

119. Aber als sowohl die Moral- als auch die Naturphilosophie bloß als der Theologie dienende Wissenschaften gelehrt wurden, behandelte man auch die Pflichten im menschlichen Leben als bloße Mittel zur Glückseligkeit in einem künftigen Leben.

120. Nach der alten Philosophie hieß es von der vollkommenen Tugend, daß sie ihren Besitzer schon in diesem Leben die vollkommenste Glückseligkeit bringen müßte.

121. Nach der neueren Philosophie hieß es oft, daß sie gewöhnlich oder fast immer mit der Glückseligkeit in diesem Leben unvereinbar sei, und der Himmel mußte durch Buße und Abtötung des Fleisches, durch mönchische Kasteiungen und Demutsübungen, nicht aber durch ein freies, edles und mutiges Betragen des Menschen erworben werden.

122. Kasuistik und asketische Moral waren meistens die Hauptsache in der Moralphilosophie der Schulen.

123. So wurde der bei weitem wichtigste Zweig der Philosophie zum allerverdorbensten.

124. Folgendes war also der gewöhnliche Lehrplan des philosophischen Unterrichts auf den meisten europäischen Universitäten.

125. Die Logik wurde zuerst gelehrt, dann kam die Ontologie, als drittes folgte die Pneumatologie, die sowohl die Lehre von dem Wesen der menschlichen Seele als von dem der Gottheit umfaßte, und viertens gab man ein seichtes Moralsystem, das man als unmittelbar mit den Lehren der Pneumatologie, mit der Unsterblichkeit der menschlichen Seele und mit den Belohnungen und Bestrafungen, die von der göttlichen Gerechtigkeit in einem künftigen Le-

ben zu erwarten wären, zusammenhängend betrachtete.

126. Eine kurze ungründliche Physik machte gewöhnlich den Schluß.

127. All diese Veränderungen, die die europäischen Universitäten in den alten Lehrgang der Philosophie einführten, waren auf die Erziehung der Geistlichen berechnet, und sollten die Philosophie zu einer geeigneteren Vorbereitung auf das Studium der Theologie machen.

128. Aber der Zuwachs von Spitzfindigkeiten und Sophistereien, die Kasuistik und die asketische Moral, die durch jene Veränderungen in die Philosophie kamen, machten sie wahrlich nicht geschickter für die Erziehung eines Mannes von Welt oder dazu, daß sie den Verstand aufhellte und das Herz besserte.

129. Das ist der Lehrgang in der Philosophie, den man noch heute auf den meisten europäischen Universitäten beobachtet, und zwar mit mehr oder weniger Sorgfalt, je nachdem die Verfassung jeder Universität den Lehrern mehr oder weniger Sorgfalt zur unumgänglichen Bedingung macht.

130. Auf manchen unter den reichsten und bestdotierten Universitäten begnügen sich die Lehrer, einige unzusammenhängende Fetzen oder Bruchstücke dieses verdorbenen Systems vorzutragen, und selbst diese geben sie gewöhnlich so nachlässig und ungründlich wie möglich.

131. Die Fortschritte, die in neueren Zeiten in einigen Zweigen der Philosophie gemacht worden sind, verdanken größtenteils ihren Ursprung nicht den Universitäten, wenngleich einige auf ihnen zustande gekommen sind.

132. Die meisten dieser Universitäten haben sich nicht einmal beeilt, jene Fortschritte, nachdem sie anderwärts gemacht worden waren, gleichfalls zu machen, und manche unter ihnen zogen es vor, noch lange Zeit die Zufluchtsstätte zu bleiben, an der verrostete Systeme und verjäherte Vorurteile, nachdem sie aus allen übrigen Winkeln der Erde vertrieben worden waren, Schutz fanden.

133. Im allgemeinen sind die reichsten und bestdotierten Universitäten immer die langsamsten gewesen, wenn es galt, jene Fortschritte bei sich zuzulassen, und haben sich stets gegen jede wesentliche Veränderung in dem einmal eingeführten Unterrichtsplan auf äußerste gesträubt.

134. Weit leichter ließen sich manche ärmere Universitäten auf jene Fortschritte ein, da dort die Lehrer für den größten Teil ihres Unterhalts auf ihren Ruf angewiesen und somit gezwungen waren, den Zeitgeist mehr zu berücksichtigen.

135. Aber obgleich die öffentlichen Schulen und Universitäten Europas ursprünglich nur auf die Erziehung eines einzigen Standes, des Standes der Geistlichen, berechnet waren, und obgleich sie sogar nicht einmal immer ihre Schüler in denjenigen Wissenschaften, die als für ihren Stand notwendig galten, sorgfältig unterrichteten, so zogen sie doch nach und nach die Erziehung von Leuten aller Stände, besonders aber die reichen und vornehmen jungen Männer an sich.

136. Man schien keine bessere Art zu kennen, als den langen Zwischenraum zwischen der Kindheit und derjenigen Periode des Lebens auszufüllen, in der der Mensch sich allen Ernstes einem weltlichen Geschäft, das von nun an der Beruf seines Lebens werden soll, zu widmen beginnt.

137. Aber der größte Teil dessen, was in den Schulen und auf Universitäten gelehrt wird, dürfte nicht gerade die geeignetste Vorbereitung für dieses Geschäft sein.

138. In England wird es immer mehr üblich, junge Leute, gleich nachdem sie aus der Schule kommen, und ohne daß sie erst eine Universität besuchen, auf Reisen zu schicken.

139. Man behauptet, unsere Jugend komme meist sehr gebildet von diesen Reisen zurück.

140. Freilich ist ein junger Mensch, der in seinem siebzehnten oder achtzehnten Jahr außer Landes geht und im einundzwanzigsten zurückkommt, nach seiner Rückkehr um vier Jahre älter, und es

möchte in diesem Alter schwer sein, sich in drei oder vier Jahren nicht um vieles auszubilden.

141. Er lernt auf seinen Reisen gewöhnlich eine oder zwei fremde Sprachen, obgleich er sie selten so lernt, daß er sie richtig sprechen oder schreiben kann; in anderer Beziehung aber kehrt er gewöhnlich dünkelfafter, grundsatzloser, lockerer und zu allen Studien oder Geschäften unaufgelegter und unbefähigter zurück, als er es in einer so kurzen Zeit hätte werden können, wenn er zu Hause geblieben wäre.

142. Dadurch, daß er so jung reist und die köstlichsten Jahre seines Lebens fern von der Aufsicht seiner Eltern oder Verwandten in eiteln Zerstreuungen verschleudert, wird jede nützliche Gewohnheit, die die früheren Teile seiner Erziehung ihm etwa beigebracht haben, statt daß sie sich festsetzen und stark werden sollte, fast notwendig geschwächt und ausgelöscht.

143. Nichts als der Mißkredit, in den die Universitäten sich selbst fallen ließen, konnte eine so törichte Sitte, wie die des Reisens in einer so frühen Periode des Lebens, in Aufnahme kommen lassen.

144. Indem ein Vater seinen Sohn ins Ausland schickt, befreit er sich wenigstens auf einige Zeit von einem so unangenehmen Anblick, wie der eines unbeschäftigten und vernachlässigten Sohnes ist, der vor seinen Augen ins Verderben rennt.

145. Dies sind die Wirkungen mancher neuerer Erziehungsanstalten gewesen.

146. Andere Pläne und andere Anstalten für die Erziehung scheinen in anderen Zeiten andere Völker gehabt zu haben.

147. In den Republiken des alten Griechenlands wurde jeder freie Bürger unter der Aufsicht der Obrigkeit in gymnastischen Übungen und in den Musenkünsten unterrichtet.

148. Durch die gymnastischen Übungen wollte man seinen Körper abhärten, seinen Mut stählen und ihn auf die Beschwerden und Gefahren des Krieges vorbereiten; da aber nach allen Nachrichten die griechische Miliz eine der besten in der Welt war, so

mußte dieser Teil ihrer öffentlichen Erziehung vollkommen dem Zweck entsprochen haben, für den er berechnet war.

149. Durch den anderen Teil der Erziehung, durch die Musenkünste, wollte man, wenigstens nach den Nachrichten, die uns die Philosophen und Geschichtsschreiber von diesen Anstalten geben, den Geist ausbilden und den Charakter sanfter und zur Übung aller sozialen und moralischen Pflichten sowohl im öffentlichen als auch im Privatleben geneigter machen.

150. Im alten Rom entsprachen die Übungen auf dem Marsfeld eben demselben Zweck, den die Übungen des Gymnasiums im alten Griechenland hatten, und sie scheinen ihn ebenso vollständig erfüllt zu haben.

151. Aber etwas, was der Erziehung in den Musenkünsten bei den Griechen ähnlich gewesen wäre, findet sich bei den Römern nicht.

152. Und doch scheint der moralische Charakter der Römer sowohl im öffentlichen als auch im Privatleben dem griechischen nicht nur gleich gewesen zu sein, sondern ihn auch noch um vieles übertroffen zu haben.

153. Daß er im Privatleben ausgezeichnet war, dafür haben wir das ausdrückliche Zeugnis des Polybios und des Dionisios von Harlikanaß, zweier mit beiden Nationen wohl bekannter Schriftsteller; daß aber die öffentliche Moral die der Griechen überragte, dafür spricht der ganze Inhalt der griechischen und römischen Geschichte.

154. Das wesentlichste in der öffentlichen Moral eines freien Volkes scheint die Haltung und Mäßigung der kämpfenden Parteien zu sein.

155. Nun waren aber die Parteistreitigkeiten bei den Griechen immer gewalttätig und blutig, während bis zur Zeit der Gracchen, von wo an man die römische Republik als der Sache nach aufgelöst betrachten kann, in keinem bürgerlichen Streit ein Tropfen Blut vergossen wurde.

156. Trotz der höchst achtungswerten Autorität des Plato, Aristoteles und Polybios also, und trotz der scharfsinnigen Gründe, mit denen Montesquieu diese Autorität zu unterstützen sucht, scheint es doch wahrscheinlich, daß die griechische Erziehung in den Musenkünsten wenig zur Veredelung des moralischen Charakters beitrug, während sich die Römer ohne solche Erziehung darin weit mehr auszeichneten.

157. Die Achtung jener alten Weisen für die Einrichtungen ihrer Vorfahren machte sie wahrscheinlich geneigt, große politische Weisheit in Dingen zu finden, die vielleicht bloß alte Gewohnheiten waren, die sich von den frühesten Zeiten dieser Gesellschaften an bis in die Periode hinein, in der sie zu einem hohen Grad von Verfeinerung gekommen waren, ununterbrochen forterhalten hatten.

158. Musik und Tanz sind die Hauptbelustigungen fast aller ungesitteten Völker, und diese Geschicklichkeiten gelten für hinreichend, damit ein Mensch in ihrer Gesellschaft gefalle.

159. So ist es noch bis auf den heutigen Tag unter den Negern an der Küste von Afrika.

160. So war es unter den alten Kelten, unter den alten Skandinaviern, und wie wir aus Homer sehen, unter den alten Griechen vor dem Trojanischen Krieg.

161. Als die griechischen Stämme sich zu kleineren Republiken ausbildeten, war es natürlich, daß die Erwerbung dieser Geschicklichkeiten lange Zeit einen Teil der öffentlichen und gemeinen Erziehung des Volkes ausmachte.

162. Es scheint nicht, daß die Lehrer, die die jungen Leute in den Musenkünsten oder den kriegerischen Übungen unterwiesen, in Rom oder in Athen, derjenigen griechischen Republik, deren Gesetze und Sitten wie am besten kennen, vom Staat bezahlt oder auch nur ernannt worden seien.

163. Der Staat verlangte von jedem freien Bürger, daß er sich zu seiner Verteidigung im Krieg geschickt mache und sich deshalb militärisch übe; aber er überließ es

ihm, diese Übungen bei einem Lehrer zu machen, wie er ihn gerade finden könnte, und gab, wie es scheint, zu diesem Zweck nichts als ein Feld oder einen Platz her, wo die Übungen gehalten werden konnten.

164. In den frühesten Zeiten der griechischen und römischen Republik scheinen die übrigen Unterrichtsgegenstände im Lesen, im Schreiben und im Rechnen nach der damaligen Rechenkunst bestanden zu haben.

165. Diese Fertigkeiten ließen die reichen Bürger ihren Kindern gewöhnlich zu Hause durch einen Hauslehrer, einen Pädagogen, der in der Regel ein Sklave oder ein Freigelassener war, beibringen: die ärmeren Bürger schickten ihre Kinder in die Schulen solcher Lehrer, die aus dem Unterrichtgeben für Geld ein Gewerbe machten.

166. Daß die Kinder aber überhaupt Unterricht erhielten, daß war lediglich der Sorge der Eltern oder Vormünder überlassen, und der Staat scheint sich in dieser Beziehung niemals eine Aufsicht oder Leitung angemaßt zu haben.

167. Nur waren nach einem solonischen Gesetz die Kinder nicht verpflichtet, ihre Eltern im Alter zu ernähren, wenn diese es unterlassen hatten, sie in einem nützlichen Gewerbe oder Geschäft unterrichten zu lassen.

168. Als die Verfeinerung zunahm und Philosophie und Rhetorik in Aufnahme kamen, pflegten die besseren Stände ihre Kinder in die Schule der Philosophen und Rhetoren zu schicken, um sie in diesen Mode gewordenen Wissenschaften unterrichten zu lassen.

169. Aber diese Schulen wurden nicht vom Staat unterhalten und lange Zeit bloß von ihm geduldet.

170. Die Nachfrage nach Philosophie und Rhetorik war lange Zeit so gering, daß die ersten Lehrer, die sie als Beruf betrieben, in keiner Stadt fortdauernde Beschäftigung fanden, sondern gezwungen waren, von einem Ort zum anderen zu wandern.

171. Auf diese Weise lebten Zeno von Elea, Protagoras, Gordias, Hippias und manche andere.

172. Als die Nachfrage zunahm, wurden die Philosophen- und Rektorenschulen stehend; zuerst in Athen und in der Folge auch in mehreren anderen Städten.

173. Der Staat scheint sie jedoch niemals anders unterstützt zu haben als dadurch, daß er ihnen manchmal Plätze anwies, was mitunter auch von Privaten geschah.

174. So wies wohl der Staat dem Plato die Akademie, dem Aristoteles das Lyzeum, den Zeno von Kitium, dem Stifter der stoischen Schule, den Portikus an; Epikur aber vermachte seine Gärten seiner Schule.

175. Bis um die Zeit des Marc Anton scheint kein Lehrer vom Staat ein Gehalt bekommen oder irgendeine andere Einnahme gehabt zu haben, als ihm die Honorare seiner Schüler brachten.

176. Die Besoldung, die dieser philosophische Kaiser, wie wir aus dem Lukian erfahren, für einen Lehrer der Philosophie aussetzte, wurde wahrscheinlich nicht länger ausgezahlt, als er lebte.

177. Es gab zu jener Zeit nichts, was den heutigen Privilegien der Graduierten ähnlich ist, und es war nicht nötig, auf einer jener Schulen gewesen zu sein, um zur Ausübung eines gewissen Gewerbes oder Berufes zugelassen zu werden.

178. Wenn nicht die gute Meinung, die man von der Nützlichkeit einer Schule hatte, Schüler hinzog, so war niemand durch das Gesetz gezwungen, sie zu besuchen, und es wurde auch niemand dafür belohnt, daß er sie besucht hatte.

179. Die Lehrer hatten keine Art von Gerichtsbarkeit über ihre Schüler und übten überhaupt keine andere Autorität über sie aus als diejenige ist, die hervorragende Tugenden und Geschicklichkeiten den Erziehern immer vonseiten der Jugend verschaffen.

180. In Rom machte das Studium der bürgerlichen Rechte einen Teil der Erzie-

hung zwar nicht bei der Mehrzahl der Bürger, aber doch in gewissen Familien aus.

181. Aber die jungen Leute, die die Rechtswissenschaften zu studieren wünschten, fanden keine öffentliche Schule, wohin sie hätten gehen können, und hatten kein anderes Mittel, diese Studien zu treiben, als indem sie sich an diejenigen Verwandten und Freunde anschlossen, die in dem Ruf standen, die Rechtswissenschaft zu verstehen.

182. Es ist vielleicht der Bemerkung wert, daß, obgleich die Gesetze der zwölf Tafeln zum großen Teil von den Gesetzen der alten griechischen Republiken herübergenommen waren, doch in keiner dieser Republiken das Recht jemals zu einer eigentlichen Wissenschaft geworden zu sein scheint.

183. In Rom wurde es schon sehr früh zu einer Wissenschaft und gab denjenigen, die in dem Ruf standen, es zu verstehen, einen hohen Grad von Ansehen.

184. In den Republiken des alten Griechenlands, zumal in Athen, bestanden die gewöhnlichen Gerichtshöfe aus zahlreichen und eben deshalb unordentlichen Volksversammlungen, die ihre Entscheidungen oft nur auf gut Glück oder so gaben, wie das Geschrei der Fraktionen und der Parteigeist dazu trieben.

185. Die Schmach eines ungerechten Urteils konnte, wenn sie unter fünfhundert oder tausend oder fünfzehnhundert Leute (denn so zahlreich waren manche Gerichtshöfe) sich verteilte, auf keinen einzelnen schwer fallen.

186. In Rom bestanden dagegen die höchsten Gerichtshöfe entweder aus einem einzelnen Richter oder aus einer kleinen Anzahl von Richtern, deren Charakter, zumal sie immer öffentlich verhandelten, durch einen übereilten oder ungerechten Spruch sehr leiden mußte.

187. Solche Gerichtshöfe suchten natürlich aus Angst, sich den öffentlichen Tadel zuzuziehen, in zweifelhaften Fällen sich durch das Beispiel oder die Präzedenzentscheidungen derjenigen Richter zu schüt-

zen, die an eben demselben oder an einem anderen Gerichtshof schon vor ihnen ein ähnliches Urteil gefällt hatten.

188. Eine solche Achtung vor der herkömmlichen Praxis und den Präzedenzfällen bildete das römische Recht notwendig zu demjenigen geregelten und geordneten System aus, als das es auf uns gekommen ist; und eine gleiche Achtung vor dem Herkömmlichen und den Präzedenzfällen hat auch in jedem anderen Land, wo sie stattfand, die gleichen Folgen gehabt.

189. Wahrscheinlich war auch der Vorzug, den nach den Berichten des Polybios und des Dionysios von Harlikanaß die Römer über die Griechen in Ansehung ihres moralischen Charakters hatten, der besseren Verfassung ihre Gerichtshöfe mehr als irgendeinem der Umstände zuzuschreiben, aus denen diese Schriftsteller ihn erklären.

190. Die Römer sollen sich besonders durch die hohe Ehrfurcht, die sie für die Eide hegten, ausgezeichnet haben.

191. Aber es ist auch natürlich, daß Menschen, die ihre Eide nur vor einem wohlunterrichteten und gewissenhaften Gerichtshof abzulegen pflegen, mehr auf ihren Schwur achten als andere, die vor unordentlichen Pöbelversammlungen zu schwören gewohnt sind.

192. Man wird leicht zugeben, daß die Geschicklichkeiten der Griechen und Römer in bürgerlichen und militärischen Geschäften wenigstens ebenso groß gewesen sind, wie die der neueren Nationen.

193. Unser Vorurteil überschätzt sie vielleicht sogar.

194. Und doch scheint der Staat, wenn man die militärischen Übungen ausnimmt, wenig dafür getan zu haben, diese großen Geschicklichkeiten auszubilden; denn ich kann nicht glauben, daß die griechische Erziehung in den Musenkünsten viel zu ihrer Ausbildung beitrug.

195. Indessen fanden sich, wie es scheint, immer Lehrer, die den besseren Ständen in jeder Kunst und Wissenschaft Unterricht erteilten, die nach den Umständen, in denen sich die Gesellschaft befand,

für notwendig oder schicklich gehalten wurden.

196. Die Nachfrage nach einem solchen Unterricht brachte, wie das immer geschieht, auch das Talent, ihn zu geben, hervor, und der Wetteifer, den eine unbegrenzte Konkurrenz stets zur Folge hat, scheint dieses Talent zu einem hohen Grad von Vollkommenheit ausgebildet zu haben.

197. In der Aufmerksamkeit, die die alten Philosophen zu erwecken wußten, in der Herrschaft, die sie sich über die Meinungen und Grundsätze ihrer Zuhörer verschafften, und in der Fähigkeit, die sie besaßen, dem Betragen und den Reden ihrer Schüler einen gewissen Ton und Charakter zu geben, scheinen sie vor den Lehrern neuerer Zeiten viel voraus gehabt zu haben.

198. In neueren Zeiten ist der Fleiß der öffentlichen Lehrer mehr oder weniger durch die Umstände geschwächt worden, die sie von dem guten Erfolg und dem guten Ruf, den sie sich in ihrem Amt erwerben, mehr oder weniger unabhängig machen.

199. Ihre Besoldungen setzen die unbesoldeten Lehrer, die mit ihnen in Konkurrenz treten wollten, gegen sie in eben das Verhältnis, in dem ein Kaufmann, der ohne eine Ausfuhrprämie seinen Handel treiben wollte, gegen einen anderen steht, der eine ansehnliche Prämie zöge.

200. Wenn er seine Waren auch ziemlich ebenso teuer verkauft, so kann er doch nicht denselben Gewinn dabei haben, und Armut oder der Bettelstab, wenn nicht gar Bankrott und völliger Ruin, werden unfehlbar sein Los sein.

201. Will er aber seine Waren weit teurer verkaufen, so wird er wahrscheinlich so wenige Abnehmer finden, daß seine Umstände nicht viel dadurch gebessert sind.

202. Überdies sind die Privilegien der Graduierten in manchen Ländern für die meisten Personen, die als Gelehrte von Beruf auftreten wollen, mithin für die Mehrzahl unter denen, die eine gelehrte Erziehung genossen haben, durchaus not-

wendig oder doch im höchsten Grad nützlich.

203. Aber diese Privilegien können nur durch den Besuch der Vorlesungen öffentlicher Lehrer erworben werden.

204. Auch die angestrengteste Aufmerksamkeit auf den überaus trefflichen Unterricht eines Privatlehrers gibt keinen Anspruch auf jene Privilegien.

205. Aus diesen verschiedenen Ursachen rührt es her, daß in unseren Zeiten Privatlehrer eben der Wissenschaften, die auf Universitäten gelehrt zu werden pflegen, gewöhnlich für die niedrigste Klasse unter den Gelehrten gelten.

206. Ein Mann von tüchtigen Fähigkeiten kann kaum eine erniedrigendere und weniger gewinnbringende Beschäftigung wählen.

207. Auf diese Weise haben die Dotierungen der Schulen und Lehranstalten nicht nur den Fleiß der öffentlichen Lehrer geschwächt, sondern es auch fast unmöglich gemacht, gute Privatlehrer zu bekommen.

208. Gäbe es keine öffentlichen Unterrichtsanstalten, so würde kein System und keine Wissenschaft gelehrt werden, nach der nicht eine Nachfrage vorhanden oder deren Erlangung nicht nur die Umstände der Zeit nötig, nützlich oder wenigstens von der Mode gefordert wäre.

209. Ein Privatlehrer könnte nie seine Rechnung dabei finden, entweder eine anerkannte nützliche Wissenschaft nach einem verrotteten und veralteten System, oder eine allgemein für nutzlosen und pedantischen Spitzfindigkeitskram und Unsinn gehaltene Wissenschaft vorzutragen.

210. Solche Systeme, solche Wissenschaften können sich nirgends erhalten als in den zum Zweck der Erziehung mit Privilegien ausgestatteten Genossenschaften, deren Wohlstand und Einkommen größtenteils von ihrem Ruf und ganz und gar von ihrem Fleiß unabhängig sind.

211. Gäbe es keine öffentlichen Erziehungsanstalten, so könnte ein Mann von Stand, nachdem er mit allem möglichen Fleiß die ganze Bahn des Unterrichts, die

ihm die Umstände seines Zeitalters eröffnen, durchlaufen hat, nicht mit so vollkommener Unwissenheit in all den Dingen, die unter gebildeten Leuten Gegenstand der Unterhaltung sind, in die Welt treten, wie es wirklich geschieht.

212. Es gibt keine öffentlichen Erziehungsanstalten für Frauen, und eben deshalb ist in dem gewöhnlichen Kursus ihres Unterrichts nichts so völlig Nutzloses, Abgeschmacktes oder Phantastisches.

213. Sie lernen, was ihre Eltern oder Vormünder als für sie nötig und nützlich ansehen und weiter nichts.

214. Jeder Teil ihrer Erziehung hat offenbar irgendeinen nützlichen Zweck; entweder die natürlichen Reize ihrer Person zu erhöhen oder ihren Geist zur Sittsamkeit, zur Bescheidenheit, zur Keuschheit oder zu häuslichem Sinn auszubilden und ihnen den Weg zu öffnen, Hausfrauen zu werden und sich als Hausfrauen würdig zu benehmen.

215. In jedem Teil ihres Lebens fühlt eine Frau, wie ihr dieser oder jener Teil ihrer Erziehung Nutzen oder Annehmlichkeit verschafft hat.

216. Wie selten zieht dagegen ein Mann in irgendeinem Zeitpunkt seines Lebens aus denjenigen Teilen seiner Erziehung einen Nutzen oder ein Annehmlichkeit, die ihm gerade die meiste Arbeit und Anstrengung gekostet haben!

217. Soll also, kann man fragen, der Staat sich um die Erziehung seiner Bürger gar nicht kümmern?

218. Oder wenn er soll, was sind dann bei den verschiedenen Klassen des Volkes diejenigen Teile der Erziehung, für die er sorgen muß, und auf welche Weise muß er dafür sorgen?

219. In einigen Fällen setzt der Zustand der Gesellschaft den größten Teil der Individuen in eine solche Lage, daß ohne alle besondere Sorge der Regierung beinahe alle diejenigen Fähigkeiten und Tugenden in ihnen zur Ausbildung gelangen, die dieser Zustand fordert oder auch zuläßt.

220. In anderen Fällen setzt der Zustand der Gesellschaft die meisten Individuen in

keine solche Lage, und es bedarf der Sorge der Regierung, um eine völlige Verderbnis und Verwilderung der großen Masse zu verhindern.

221. Je weiter die Teilung der Arbeit fortschreitet, um so mehr kommt es endlich dahin, daß die Beschäftigung des größten Teiles derer, die von ihrer Arbeit leben, das heißt der Masse, auf einige wenige sehr einfache Verrichtungen, oft nur auf eine oder zwei, beschränkt wird.

222. Nun wird aber der Verstand der meisten Menschen allein durch ihre gewöhnlichen Beschäftigungen gebildet.

223. Ein Mensch, der sein ganzes Leben damit hinbringt, ein paar einfache Operationen zu vollziehen, deren Erfolg vielleicht immer derselbe oder wenigstens ein ziemlich ähnlicher ist, hat keine Gelegenheit, seinen Verstand zu üben oder seine Erfindungskraft anzustrengen, um Hilfsmittel gegen Schwierigkeiten aufzusuchen, die ihm niemals begegnen.

224. Er verliert also natürlich die Fähigkeit zu solchen Übungen und wird am Ende so unwissend und dumm, wie es immer nur ein menschliches Wesen werden kann.

225. Die Verknöcherung seines Geistes macht ihn nicht nur unfähig, an einer vernünftigen Unterhaltung teilzunehmen oder sie auch nur zu genießen, sondern sie läßt es auch in ihm zu keinem freien, edlen oder zarten Gefühl mehr kommen und erlaubt ihm selbst nicht, die alltäglichen Pflichten des Privatlebens richtig zu beurteilen.

226. Über die großen und umfassenden Interessen seines Landes weiß er sich gar kein Urteil zu bilden, und wenn man sich nicht alle mögliche Mühe gibt, ihn anders zu machen, so ist er sogar unfähig, seinem Vaterland im Krieg zu dienen.

227. Die Einförmigkeit seines wechsellösen Lebens schwächt seinen Mut und läßt ihn das unstete, unsichere und gefährvolle Leben eines Soldaten mit Abscheu betrachten.

228. Sie nimmt ihm sogar alle Rüstigkeit des Körpers und macht ihn unfähig, seine Gliedmaßen in einem anderen Geschäft als

dem, in dem er erzogen worden ist, mit Ausdauer und Anstrengung zu gebrauchen.

229. Seine Geschicklichkeit in dem ihm eigenen Gewerbe scheint also auf Kosten seiner geistigen, geselligen und kriegerischen Fähigkeiten erworben zu sein.

230. Dies ist aber der Zustand, in den in jeder zivilisierten Gesellschaft der arbeitende Arbeiter, das heißt die Masse des Volkes, notwendigerweise fallen muß, wenn es sich die Regierung nicht angelegen sein läßt, dagegen Vorsorge zu treffen.

231. Anders verhält es sich unter denen, wie man sie gewöhnlich nennt, barbarischen Völkern, die von der Jagd, der Viehzucht oder auch von dem Ackerbau leben, solange sich derselbe noch in dem Zustand befindet, wie er vor der Errichtung der Manufakturen und der Erweiterung des auswärtigen Handels ist.

232. In solchen Gesellschaften zwingen jeden seine vielfältigen Beschäftigungen, seine Anlagen zu entwickeln und auf Mittel zu denken, wie er Schwierigkeiten, die ihm überall entgegenkommen, überwinden soll.

233. Seine Erfindungskraft wird lebendig erhalten und sein Geist verhindert, in diejenige schläfrige Dummheit zu versinken, die in der zivilisierten Welt den Verstand der unteren Volksklassen fast durchweg verdüstert.

234. Unter jenen Barbaren, wie man sie nennt, ist zudem, wie ich schon bemerkt habe, jeder ein Soldat.

235. In gewissem Maße ist auch jeder ein Staatsmann und kann ziemlich richtig über das Interesse der Gesellschaft und über das Betragen derer, die sie regieren, urteilen.

236. Inwieweit die Häuptlinge im Frieden gute Richter und im Krieg gute Anführer sind, das kann jeder einzelne ganz genau beobachten.

237. Freilich kann in einer solchen Gesellschaft keiner denjenigen gebildeten oder feinen Verstand erlangen, den in einem zivilisierten Staat einige wenige Personen besitzen.

238. Denn obgleich in einer rohen Gesellschaft jeder einzelne eine große Vielfalt

von Beschäftigungen hat, so ist diese Vielfalt doch in bezug auf die ganze Gesellschaft gar nicht groß.

239. Der eine tut beinahe alles das, oder ist imstande es zu tun, was der andere tut oder tun kann.

240. Jeder hat einen gewissen Grad von Kenntnis, Talent und Erfindungskraft, aber nicht leicht hat ein einzelner sehr viel davon.

241. Indes dieser Grad ist im allgemeinen hinreichend, das ganz einfache Geschäft der Gesellschaft zu führen.

242. In einem zivilisierten Zustand dagegen haben die meisten Individuen nur eine geringe Vielfalt von Beschäftigungen; dafür ist aber die Vielfalt in den Geschäften der ganzen Gesellschaft fast grenzenlos.

243. Diese vielfältigen Beschäftigungen bieten der Betrachtung der wenigen Personen, die, weil sie an kein eigenes Geschäft gebunden sind, Muße und Neigung haben, die Beschäftigungen anderer Leute zu prüfen, eine unendliche Vielfalt von Gegenständen dar.

244. Die Betrachtung so vielfältiger Gegenstände übt aber notwendig ihren Geist durch endlose Vergleichen und Zusammenstellungen und macht ihren Verstand so umfassend und scharf, wie es nur möglich ist.

245. Wenn aber diese wenigen nicht die für sie passende Stellung haben, so können ihre großen Fähigkeiten, so ehrenvoll sie auch für sie selbst sein mögen, doch zu einer guten Regierung und zum Wohl ihrer Gesellschaft nur wenig beitragen.

246. Der großen Fähigkeiten dieser wenigen ungeachtet kann doch in der Masse des Volkes der Adel des menschlichen Charakters fast ganz erstickt werden und erlöschen.

247. Die Erziehung der niederen Volksklassen erfordert vielleicht in einer zivilisierten und handeltreibenden Gesellschaft die Aufmerksamkeit des Staates mehr als die Erziehung der Vornehmen oder Begüterteren.

248. Vornehme und vermögende Jünglinge haben gewöhnlich schon ihr achtzehntes oder neunzehntes Jahr erreicht, ehe sie in ein besonderes Geschäft, Amt oder Gewerbe eintreten, durch das sie sich in der Welt Ehre erwerben wollen.

249. Sie haben also vorher Zeit genug, sich alle Fertigkeiten, durch die sie sich der öffentlichen Achtung empfehlen oder sich ihrer würdig machen können, zu erwerben oder sich wenigstens auf deren Erwerbung vorzubereiten.

250. Ihre Eltern oder Vormünder sind gewöhnlich besorgt genug, ihnen diese Vorzüge zu verschaffen, und verstehen sich meistens sehr gerne dazu, den zu diesem Zweck erforderlichen Aufwand zu bestreiten.

251. Wenn jene nicht immer so erzogen werden, wie es sein sollte, so liegt das selten daran, daß zu wenig Kosten auf ihre Erziehung verwendet worden sind, sondern daran, daß das ausgegebene Geld unzweckmäßig angewendet wurde.

252. Der Grund ist nicht der, daß man es an Lehrern fehlen ließe, sondern der, daß die Lehrer, die zu haben waren, keine Fähigkeiten hatten und keinen Fleiß anwendeten, und daß es in dem heutigen Zustand der Dinge schwer, ja fast unmöglich ist, bessere zu finden.

253. Auch sind die Beschäftigungen, denen vornehme oder reiche Leute den größten Teil ihres Lebens widmen, nicht so einfach und einförmig wie die Geschäfte der gemeinen Stände.

254. Sie sind beinahe sämtlich sehr zusammengesetzt und geben dem Kopf mehr als den Händen zu tun.

255. Selten kann der Verstand derer, die solche Beschäftigungen haben, aus Mangel an Übung stumpf werden.

256. Auch sind die Beschäftigungen vornehmerer und reicherer Leute selten der Art, daß sie vom Morgen bis zum Abend unausgesetzte Anstrengung erfordern.

257. Es bleibt ihnen gewöhnlich noch so viel Muße übrig, daß sie sich in jedem Zweige nützlicher oder zur Zierde gerei-

chender Kenntnisse, zu denen sie in ihrer Jugend entweder den Grund gelegt oder an denen sie Geschmack gewonnen haben, vervollkommen können.

258. Ganz anders verhält es sich mit den Leuten aus dem gemeinen Stand.

259. Sie können nur wenig Zeit auf ihre Erziehung wenden.

260. Ihre Eltern können kaum so viel erschwingen, sie während der Kinderjahre zu erhalten.

261. Sobald sie nur imstande sind, etwas zu arbeiten, müssen sie ein Geschäft ergreifen, mit dem sie ihren Unterhalt verdienen.

262. Und dieses Geschäft ist gewöhnlich so einfach und einförmig, daß es den Verstand nur wenig übt, während zugleich ihre Arbeit so unablässig und sauer ist, daß sie ihnen wenig Muße und noch weniger Neigung läßt, sich mit etwas anderem zu beschäftigen oder gar über andere Dinge nachzudenken.

263. Aber obgleich Leute aus dem gemeinen Volk in keiner zivilisierten Gesellschaft ebenso viel Unterricht genießen können wie vornehmere und reichere Leute, so lassen sich doch die wesentlichsten Teile des Unterrichts, Lesen, Schreiben und Rechnen, in einem so frühen Alter erlernen, daß auch die zu den niedrigsten Geschäften Erzogenen meistens noch Zeit haben, sie zu erlernen, ehe sie zu einem der erwähnten Geschäfte zu brauchen sind.

264. Mit einem sehr geringen Aufwand kann der Staat beinahe dieser ganzen großen Volksklasse die Erlernung dieser wesentlichsten Unterrichtsgegenstände erleichtern, kann sie dazu ermuntern und kann sie ihr sogar zur unerläßlichen Bedingung machen.

265. Erleichtern kann der Staat die Erlernung dieser Gegenstände, indem er in jedem Dorf oder Kreis eine kleine Schule errichtet, in der die Kinder für ein so geringes Schulgeld unterrichtet werden, daß auch der gemeinste Tagelöhner es aufzubringen vermag.

266. Der Lehrer muß nämlich zum Teil, aber auch nur zum Teil, vom Staat besoldet

werden, weil er, wenn er ganz oder auch nur hauptsächlich von ihm bezahlt würde, bald lernen könnte, seine Amtspflichten zu vernachlässigen.

267. In Schottland hat die Errichtung solcher Dorfschulen bewirkt, daß fast alle gemeinen Leute lesen und sehr viele auch schreiben und rechnen können.

268. Eine ähnliche, obgleich nicht so allgemeine Wirkung, weil sie nicht so allgemein eingeführt sind, haben in England die Freischulen gehabt.

269. Wenn in diesen Schulen die Lehrbücher etwas lehrreicher wären, als sie gewöhnlich sind, und wenn die Kinder, anstatt das wenige Latein zu lernen, wozu sie zuweilen angehalten werden und wovon sie doch fast niemals Gebrauch machen können, in den Anfangsgründen der Geometrie und Mechanik unterrichtet würden, so würde die Schulbildung dieser Volksklassen vielleicht so vollständig wie möglich sein.

270. Es gibt kaum irgendwo ein gemeines Gewerbe, das nicht hier und da Gelegenheit böte, die Grundsätze der Geometrie und Mechanik darauf anzuwenden, und das nicht so die Leute nach und nach in jenen beiden Wissenschaften, die ebensowohl zu den erhabensten wie zu den nützlichsten Wissenschaften die Einleitung ausmachen, übte und vervollkommnete.

271. Ermuntern kann der Staat zur Erlangung jener wesentlichsten Unterrichtsgegenstände, wenn er den Kindern der gemeinen Leute, die sich darin hervortun, kleine Prämien und Ehrenzeichen gibt.

272. Zur unerläßlichen Bedingung kann der Staat den Leuten aus der gemeinen Volksklasse die Erlernung jener Unterrichtsgegenstände machen, wenn er jeden einer Prüfung darin unterwirft, ehe er das Zunftrecht erhalten oder sich in einem Dorf oder einer Stadt gewerblich niederlassen darf.

273. Auf diese Weise erhielten die griechischen und römischen Republiken den kriegerischen Geist unter ihren Bürgern wach, indem sie allen die Erlernung der militärischen und gymnastischen Übungen

erleichterten, und denselben ermunterten und sie sogar zur unerläßlichen Bedingung machten.

274. Sie erleichterten diese Erlernung, indem sie einen bestimmten Platz zu den Übungen anwiesen und gewissen Lehrern das Recht gaben, auf diesem Platz zu lehren.

275. Er scheint nicht, daß diese Lehrer Besoldungen oder ausschließliche Privilegien gehabt haben.

276. Ihre Belohnung bestand ganz allein in dem, was sie von den Schulen bekamen, und ein Bürger, der seine Übungen in den öffentlichen Gymnasien durchgemacht hatte, genoß keine Art gesetzlichen Vorzug vor dem, der dieselben Übungen bei einem Privatlehrer betrieben hatte, vorausgesetzt, daß er darin ebenso geschickt war.

277. Jene Republiken ermunterten ferner zur Erlernung jener Übungen, indem sie an diejenigen, die sich darin hervortaten, kleine Prämien und Ehrenzeichen austeilten.

278. In den Olympischen, Isthmischen und Nemeischen Spielen einen Preis gewonnen zu haben, gab nicht nur demjenigen, der ihn gewonnen hatte, Berühmtheit, sondern teilte diesen Ruhm auch seiner Familie und allen seinen Verwandten mit.

279. Endlich machte die Verpflichtung, die jeder Bürger hatte, eine gewisse Anzahl von Jahren, wenn er dazu aufgefordert wurde, in den Heeren des Staates zu dienen, die Erlernung jener Übungen zu einer unerläßlichen Bedingung, da er ohne sie zum Heeresdienst unmöglich geeignet sein konnte.

280. Daß bei weiterem Fortschreiten der Kultur die kriegerischen Übungen, sofern die Regierung nicht eigens darauf hält, nach und nach in Verfall kommen, und daß damit zugleich der kriegerische Geist bei der Masse des Volkes verloren geht, hat sich an dem Beispiel des neuen Europa deutlich genug gezeigt.

281. Und doch hängt die Sicherheit jeder Gesellschaft immer mehr oder weniger von dem kriegerischen Geist ab, der in der Masse des Volkes lebt.

282. Zwar ist in unserer Zeit der kriegs-
rische Geist allein, wenn er nicht durch ein
wohlgeordnetes stehendes Heer unterstützt
wird, schwerlich mehr hinreichend, einer
Gesellschaft Schutz und Sicherheit zu ge-
währen.

283. Aber wenn jeder Bürger den Mut
eines Soldaten hätte, so bedürfte es gewiß
nur eines kleineren stehenden Heeres.

284. Auch würde dieser Geist bei den
Bürgern die wahren oder eingebildeten Ge-
fahren, die man von einem stehenden Heer
für die Freiheit befürchtet, sicherlich sehr
vermindern.

285. So wie er die Operationen dieses
Heeres gegen einen äußeren Feind auf alle
Weise erleichtern würde, so würde er sie
auf alle Weise erschweren, wenn das Heer
unglücklicherweise gegen die Verfassung
des Staates gebraucht werden sollte.

286. Die alten Einrichtungen Griechen-
lands und Roms scheinen zur Belebung des
kriegerischen Geistes unter der Masse des
Volkes viel mehr beigetragen zu haben, als
die Errichtung der sogenannten Milizen in
neueren Zeiten.

287. Sie waren viel einfacher.

288. Waren sie erst einmal eingeführt, so
setzten sie sich von selbst in Vollzug, und
es bedurfte nur einer sehr geringen oder
gar keiner Sorgfalt vonseiten der Regie-
rung, um sie in voller Kraft zu erhalten.

289. Wenn hingegen dies komplizierte
Wesen unserer Milizen auch nur einiger-
maßen in Gang erhalten werden soll, zu
muß die Regierung fortwährend mit allem
Fleiß darauf acht haben, daß sie nicht ganz
außer Übung und in Verfall gekommen.

290. Überdies war der Einfluß jener alten
Anstalten weit allgemeiner, da durch sie
das ganze Volk vollkommen in dem Ge-
brauch der Waffen unterrichtet wurde, wo-
gegen nach der Einrichtung der heutigen
Miliz, wenn man etwa die schweizerische
ausnimmt, nur ein sehr kleiner Teil des
Volkes in den Waffen geübt werden kann.

291. Und doch entbehrt ein Feiger, ein
Mensch, der sich weder zu verteidigen

noch zu rächen weiß, eines der wesent-
lichsten Stücke des männlichen Charakters.

292. Er ist ebenso verstümmelt und miß-
gestaltet am Geist, wie es ein anderer am
Körper ist, wenn er eines seiner wesent-
lichsten Glieder eingebüßt oder den Ge-
brauch desselben verloren hat.

293. Ja, er ist offenbar der Unglückliche-
re und Beklagenswertere von beiden, da
Glückseligkeit und Elend, die ihren Sitz
allein im Geist haben, mehr von dem ge-
sunden oder ungesunden, von dem ver-
stümmelten oder vollkommenen Zustand
des Geistes als von dem des Körpers ab-
hängen.

294. Ja selbst wenn der kriegerische
Geist des Volkes zur Verteidigung der Ge-
sellschaft nicht notwendig wäre, würde es
doch die ernstliche Sorgfalt der Regierung
verdienen, jene Art geistiger Verstümme-
lung, Häßlichkeit und Erbärmlichkeit, die
mit der Feigheit notwendig verbunden ist,
nicht unter der Masse des Volkes allge-
meinen werden zu lassen, gerade so wie es die
ernste Aufmerksamkeit der Regierung ver-
dient, einem Aussatz oder irgendeine ande-
re schwere, ekelhafte Krankheit, wenn sie
auf weder tödlich noch gefährlich ist, nicht
um sich greifen zu lassen.

295. Selbst wenn diese Aufmerksamkeit
keinen anderen gemeinnützigen Zweck hät-
te als den, ein so großes Unglück zu verhü-
ten.

296. Eben dasselbe kann man von der
groben Unwissenheit und Dummheit sagen,
die in einer zivilisierten Gesellschaft so
häufig den Verstand der unteren Volksklas-
sen verdüstert.

297. Ein Mensch ohne den rechten Ge-
brauch der geistigen Fähigkeiten des Men-
schen ist womöglich noch verächtlicher als
selbst ein Feigling und ist an einem noch
weit wesentlicheren Teil des menschlichen
Charakters verstümmelt und mißgestaltet.

298. Selbst wenn der Staat gar keinen
Vorteil von dem Unterricht der niederen
Volksklassen hätte, verdiente es doch noch
seine ganze Aufmerksamkeit, daß sie nicht
ganz ohne Unterricht bleiben.

299. Aber der Staat zieht in der Tat keinem kleinen Nutzen davon, wenn sie wohl unterrichtet sind.

300. Je unterrichteter sie sind, desto weniger sind sie den Verführungen der Schwärmerei und des Aberglaubens preisgegeben, die unter unwissenden Völkern oft zu den schrecklichsten Unordnungen führen.

301. Überdies betragen sich unterrichtete und verständige Leute immer anständiger und ordentlicher als unwissendes und dummes Volk.

302. Ein jeder fühlt sich selbst achtungswerter, kann darum auch eher auf die Achtung seiner gesetzlichen Oberen rechnen und ist wieder geneigter, diesen Oberen auch seinerseits die ihnen schuldige Achtung zu erweisen.

303. Er ist geneigter, die interessierten Klagen der Parteien und der Unzufriedenen näher zu untersuchen, und ist fähiger, sie zu durchschauen, so daß er sich weit weniger zu einem leichtsinnigen oder unnötigen Widerstand gegen die Maßregeln der Regierung verleiten läßt.

304. Zumal in freien Ländern, wo die Sicherheit der Regierung sehr von dem günstigen Urteil abhängt, das das Volk über ihr Benehmen fällt, ist es von höchster Wichtigkeit, daß das Volk sich nicht geneigt zeigt, die Regierung voreilig oder nach bloße Laune zu beurteilen.

§ 9 Kirchen⁹

1. Die Unterrichtsanstalten für Personen jeden Alters sind vor allem die für den religiösen Unterricht.

2. Dies ist eine Art Unterricht, die nicht nur den Zweck hat, die Menschen zu guten Bürgern in dieser Welt zu machen, sondern sie auch für eine andere und bessere Welt in einem künftigen Leben vorzubereiten.

3. Die Lehrer, die diesen Unterricht erteilen, können ebenso wie jeder andere Lehrer ihren Unterhalt entweder ganz von den freiwilligen Beiträgen ihrer Zuhörer oder von einem anderen Fonds erhalten, auf den sie das Gesetz des Landes anweist, und dieser Fonds kann zum Beispiel in Ländereien, in einem Zehnten oder einer Grundabgabe, in einem festgesetzten Gehalt oder einer Besoldung bestehen.

4. Ihre Anstrengungen, ihr Eifer und ihr Fleiß werden im ersten Fall wahrscheinlich weit größer sein als in dem letzteren.

5. Aus diesem Grund haben die Lehrer neuer Religionen bei ihren Angriffen gegen die alten herrschenden Systeme so viel voraus, weil in diesen die Geistlichkeit, auf ihren Pfründen ruhend, die Inbrunst des Glaubens und der Andacht bei der Masse des Volkes wach zu halten versäumt hat und durch ihre Lässigkeit ganz unfähig geworden ist, zur Verteidigung ihrer Kirche kräftige Anstrengungen zu machen.

6. Die Geistlichkeit einer herrschenden und wohldotierten Kirche enthält zwar oft gelehrte und fein gebildete Männer, die alle Tugenden der Weltleute oder solche Tugenden, die ihnen die Achtung der Weltleute zuziehen, besitzen, aber sie ist auch imstande, nach und nach alle die guten und schlechten Eigenschaften zu verlieren, die ihr bei den niederen Volksklassen Ansehen und Einfluß gaben und vielleicht die ersten Ursachen waren, daß ihre Religion Eingang fand und sich festsetzte.

7. Wenn eine solche Geistlichkeit von einem Haufen volksbeliebter und kühner, obgleich vielleicht dummer und unwissender Schwärmer angegriffen wird, so fühlt sie sich ebenso vollkommen verteidigungslos wie die trägen, weichlichen und wohlgenährten Völker der südlichen Teile Asiens sich fühlten, als sie von den tätigen, kühnen und hungrigen Tartaren des Nordens überfallen wurden.

8. Eine solche Geistlichkeit hat bei einem derartigen Ereignis gewöhnlich kein anderes Mittel, als daß sie die bürgerliche Obrigkeit aufruft, ihre Gegner als Störer

⁹ Fünftes Buch, erstes Kapitel, dritter Teil, drittes Hauptstück

des öffentlichen Friedens zu verfolgen, zu vernichten oder aus dem Lande zu jagen.

9. So rief die römisch-katholische Geistlichkeit die bürgerliche Obrigkeit zur Verfolgung der Protestanten auf, so forderte die englische Kirche die Verfolgung der Dissenters, und so hat sich überhaupt jede Religionspartei, nachdem sie ein oder zwei Jahrhunderte lang die Sicherheit eines gesetzlichen Bestandes genossen hatte, unfähig gefunden, sich gegen eine neue Sekte, die ihren Lehrbegriff oder ihre Kirchenzucht angriff, kräftig zu verteidigen.

10. In einem solchen Fall mögen vielleicht größere Gelehrsamkeit und bessere Schriftsteller aufseiten der herrschenden Kirche sein; aber die Kunst der Popularität, die Kunst, Proselyten zu machen, ist immer aufseiten ihrer Gegner.

11. In England ist diese Kunst von der wohl-dotierten Geistlichkeit der herrschenden Kirche schon längst vernachlässigt worden und wird jetzt fast nur noch von den Dissenters und Methodisten geübt.

12. Aber auch bei den Lehrern der Dissenters hat das unabhängige Einkommen, das sie an manchen Orten durch freiwillige Unterzeichnungen, Stiftungen und andere Umgebungen des Gesetzes erhalten haben, den Eifer und die Tätigkeit sehr verringert.

13. Viele von ihnen sind äußerst gelehrte, einsichtsvolle und achtungswürdige Männer geworden, aber sie haben im allgemeinen aufgehört, volksbeliebte Prediger zu sein.

14. Die Methodisten, die nicht halb so gelehrt sind wie die Dissenters, haben weit mehr Zulauf.

15. In der römischen Kirche wird der Fleiß und Eifer der niederen Geistlichkeit durch das mächtige Motiv des Eigennutzes mehr als vielleicht in irgendeiner herrschenden protestantischen Kirche lebendig erhalten.

16. Die meisten Pfarrgeistlichen empfangen einen großen Teil ihres Unterhalts durch die freiwilligen Gaben ihrer Pfarrkinder, und die Ohrenbeichte gibt ihnen

manche Gelegenheit, diese Einkommensquelle ergiebiger zu machen.

17. Die Bettelorden leben ganz und gar von solchen Gaben.

18. Es ist mit ihnen wie mit den Husaren und der leichten Infanterie bei manchen Armeen: keine Beute, keine Einnahme.

19. Die Pfarrgeistlichen sind jenen Lehrern nicht unähnlich, deren Lohn teils in ihrer Besoldung und teils in dem Honorar besteht, das sie von ihren Schülern erhalten; das letztere hängt immer mehr oder weniger von ihrem Fleiß und von ihrem Ruf ab.

20. Die Bettelorden sind den Lehrern ähnlich, deren Unterhalt ganz und gar von ihrem Fleiß abhängt.

21. Sie sind also zur Anwendung jedes Kunstriffes genötigt, durch den sich die Andacht des gemeinen Volkes anfeuern läßt.

22. Die Errichtung der beiden großen Bettelorden, der Dominikaner und Franziskaner, belebte, wie Machiavelli bemerkt, im 13. und 14. Jahrhundert den ersterbenden Glauben und die matt werdende Andacht in der katholischen Kirche wieder.

23. In römisch-katholischen Ländern sind es in der Tat die Mönche und die ärmeren Pfarrgeistlichen allein, die die religiöse Andacht unterhalten.

24. Die großen Würdenträger der Kirche geben sich, bei aller ihrer Ausbildung zu Männern von Stand und von Welt und bei aller Gelehrsamkeit, die sich bisweilen bei ihnen findet, und obgleich sie wohl acht darauf haben, bei ihren Untergebenen die nötige Zucht zu erhalten, doch nur selten die Mühe, das Volk zu unterweisen.

25. „Die meisten der Künste und Gewerbszweige in einem Staat,“ sagt der berühmteste Philosoph und Geschichtsschreiber unserer Zeit,¹⁰ „sind von der Beschaffenheit, daß sie, während sie das Beste der Gesellschaft befördern, zugleich einzelnen Person nützlich oder angenehm sind, und in diesem Fall müßte es sich die Obrigkeit

¹⁰ David Hume, History of England, 1773

beständig zur Regel machen, diese Gewerbszweige, ausgenommen vielleicht, wenn sie zuerst eingeführt werden, sich selbst zu überlassen und ihre Förderung getrost von denen zu erwarten, die den Nutzen davon ziehen.

26. Wenn die Gewerbetreibenden von der Gunst ihrer Kunden Vorteil zu haben glauben, so treiben sie von selbst ihre Geschicklichkeit und ihren Fleiß so weit sie können, und da dann die Dinge nicht durch eine unkluge Einmischung in ihrem natürlichen Gang gestört werden, so kann man überzeugt sein, daß die Ware jederzeit der Nachfrage ziemlich genau entsprechen werde.

27. Aber es gibt auch andere Berufsarten, die, so nützlich und sogar nötig sie in einem Staat sind, doch keinem Einzelnen Vergnügen oder Vorteil bringen, und die Staatsgewalt sieht sich daher genötigt, in Bezug auf die Einzelnen, die sich diesen Gewerbsarten widmen, ein ganz anderes Verfahren einzuschlagen.

28. Sie muß ihnen auf öffentliche Kosten Begünstigung zuteil werden lassen, damit sie ihren Unterhalt finden, und sie muß, um jene Nachlässigkeit, der sie sich leicht ergeben könnten, abzuwenden, entweder besondere Würden an die Berufsart knüpfen oder eine lange Reihe von Rangstufen und eine strenge Abhängigkeit der einen von den anderen einführen oder irgendwelche andere zweckmäßige Mittel anwenden.

29. Hierher gehören alle im Finanzwesen, im Seedienst oder in obrigkeitlichen Ämtern angestellten Personen.

30. Man kann vielleicht beim ersten Anblick meinen, daß die Geistlichen zur ersteren Klasse gehören und daß man die Ermunterung ihres Diensteifers, gerade wie bei den Sachwaltern und Ärzten, getrost der Freigebigkeit derer überlassen dürfe, die ihren Lehren anhängen und in ihrem geistlichen Dienst und Beistand Heil und Trost finden.

31. Und allerdings wird ihr Fleiß und ihre Wachsamkeit durch dieses Motiv ge-

schärft werden, sowie ihre Geschicklichkeit in ihrem Beruf und ihre Fähigkeit, die Gemüter zu lenken, durch die täglich sich vermehrende Übung und immer größere Aufmerksamkeit zunehmen muß.

32. Aber wenn man die Sache näher untersucht, so findet sich, daß dieser eigennützige Eifer der Geistlichkeit gerade dasjenige ist, was jeder weise Gesetzgeber nach Kräften zu verhüten bemüht sein wird, weil derselbe in jeder anderen Religion, außer der wahren, höchst verderblich ist und auch selbst der wahren Religion schaden muß, insofern er in sie eine starke Beimischung von Aberglauben, Torheit und Täuschung bringt.

33. Jeder geistliche Praktiker wird, um sich selbst in den Augen der Seinen als eine wertere und heiligere Person darzustellen, sie mit dem heftigsten Abscheu vor allen anderen Sekten erfüllen und stets danach trachten, die ermattende Andacht seiner Zuhörer durch irgendetwas Neues wieder anzufachen.

34. Auf Wahrheit, Moral und Anstand wird dann bei dem Vortrag wenig Rücksicht genommen, und jeder Lehrsatz ist um so willkommener, je mehr er mit den regellosen Leidenschaften der menschlichen Natur zusammenstimmt.

35. Immer mehr Kunden werden in jede Versammlung gezogen, indem man mit immer neuer Emsigkeit und Kunst auf die Leidenschaften und die Leichtgläubigkeit des niederen Volkes wirkt.

36. Und am Ende muß die bürgerliche Obrigkeit finden, daß sie ihre angebliche Sparsamkeit, die sie bewog, den Priestern kein stehendes Einkommen auszusetzen, teuer bezahlt hat und daß in der Tat das anständigste und vorteilhafteste Abkommen, das sie mit den geistlichen Führern schließen kann, das ist, daß sie durch Zuweisung fester Besoldungen und dadurch, daß sie es für sie überflüssig macht, noch tätiger zu sein als bloß nötig ist, um ihre Herde von der Verirrung auf fremde Weiden abzuhalten, ihre Lässigkeit im Amt erkaufte.

37. Auf diese Weise wird ein Kirchenvermögen, wenngleich es zuerst gewöhnlich bloß aus religiösen Absichten entstand, sich am Ende doch auch dem politischen Interesse der Gesellschaft förderlich zeigen.“

38. Was aber auch immer die guten oder schlechten Folgen einer unabhängigen Versorgung der Geistlichen gewesen sein mögen, so hat man ihr sie doch wohl nur sehr selten um dieser Folgen willen zugewandt.

39. Zeiten heftiger Religionsstreitigkeiten sind gewöhnlich auch Zeiten ebenso heftiger politischer Parteiungen gewesen.

40. In solchen Verhältnissen findet es jede politische Partei nützlich oder glaubt wenigstens, daß es ihr nützlich sei, wenn sie sich mit der einen oder anderen der streitenden Religionssekten verbündet.

41. Dies kann aber nur geschehen, indem sie die Lehrsätze dieser besonderen Sekte annimmt oder wenigstens begünstigt.

42. Die Sekte, die das Glück hatte, mit der siegenden Partei im Bündnis zu sein, theilte notwendig die Vorteile des Sieges ihres Verbündeten, unter dessen Begünstigung und Schutz sie sich dann bald instand gesetzt sah, ihre Gegner mehr oder weniger zum Schweigen zu bringen und zu unterjochen.

43. Diese Gegner hatten sich gewöhnlich mit den Feinden der siegenden Partei verbunden und waren daher auch selbst Feinde dieser Partei.

44. Wenn nun die Geistlichkeit einer bestimmten Sekte Herr des Schlachtfeldes geblieben war und ihren Einfluß und ihr Ansehen bei der Masse des Volkes aufs höchste gespannt hatte, so wurde sie dadurch mächtig genug, selbst die Führer und Häupter ihrer eigenen Partei in Ehrfurcht zu erhalten und die bürgerliche Obrigkeit zur Achtung gegen ihre Meinungen und Neigungen zu zwingen.

45. Ihr erstes Verlangen war gewöhnlich das, daß ihre Gegner zum Schweigen und zur Unterwerfung gebracht würden;

das zweite aber das, daß man ihr eine unabhängige Versorgung gebe.

46. Da sie gewöhnlich zu dem Sieg nicht wenig beigetragen hatte, so schien es gar nicht unbillig, daß sie auch an der Beute ihren Anteil erhalte.

47. Sie war es überdies müde, um die Gunst des Volkes zu buhlen und von dessen Launen ihren Unterhalt zu erwarten.

48. Sie nahm also, indem sie jenes Verlangen stellte, nur auf ihr eigenes Wohlsein Bedacht, ohne sich viel darum zu kümmern, welche Folgen dies in Zukunft für den Einfluß und das Ansehen ihres Standes haben würde.

49. Die bürgerliche Obrigkeit, die jenem Verlangen nur dadurch entsprechen konnte, daß sie der Geistigkeit etwas gab, was sie lieber für sich genommen oder behalten hätte, beeilte sich selten sehr, darauf einzugehen.

50. Doch am Ende sah sie sich immer gezwungen, nachzugeben, wenngleich sie auch vorher alle möglichen Verzögerungen, Wendungen und Ausflüchte versuchte.

51. Wenn aber die Politik niemals die Religion zu Hilfe gerufen, wenn die siegende Partei niemals die Lehrsätze der einen Sekte denen der anderen vorgezogenen und als die ihrigen angenommen hätte, so würde sie nach Erlangung des Sieges wahrscheinlich alle Sekten gleichmäßig und unparteiisch behandelt und jedermann gestattet haben, sich seinen Priester und seine Religion zu wählen, wie es ihm gefiele.

52. In diesem Fall würde es ohne Zweifel eine große Menge religiöser Sekten gegeben haben.

53. Fast jede Gemeinde hätte dann wahrscheinlich eine kleine Sekte für sich ausgemacht und eigene Lehrsätze festgehalten.

54. Jeder Lehrer würde sich gezwungen gesehen haben, die äußerste Anstrengung zu machen und alle Kunst aufzubieten, um die Zahl seiner Schüler zu erhalten und zu vermehren.

55. Da es aber mit jedem anderen Lehrer ebenso gestanden hätte, so hätte kein

Lehrer und keine Sekte großes Glück machen können.

56. Nur da kann der eigennützige und tätige Eifer der Religionslehrer gefährlich und beunruhigend werden, wo es entweder nur eine geduldete Sekte in der Gesellschaft gibt oder wo die ganze Gesellschaft in zwei oder drei große Sekten geteilt ist und die Lehrer einer jeden nach Übereinstimmung handeln, weil sie durch eine bestimmte Kirchenzucht und Anstellung dazu gezwungen sind.

57. Wo sich aber die Gesellschaft in zwei- oder dreihundert, vielleicht gar in viele tausend kleine Sekten teilt, deren keine groß genug ist, um die öffentliche Ruhe zu stören, da ist jener Eifer durchaus unschädlich.

58. Die Lehrer jeder Sekte müssen, da sie sich auf allen Seiten von mehr Feinden als Freunden umgeben sehen, sich notwendig jener Aufrichtigkeit und Mäßigung befleißigen, die man so selten unter den Lehrern der großen Sekten findet, deren Lehrsätze, von der bürgerlichen Obrigkeit unterstützt, von fast allen Einwohnern eines großen Reiches in Ehren gehalten werden und die daher nichts als Anhänger, Schüler und demütige Bewunderer um sich herum sehen.

59. Die Lehrer jeder kleinen Sekte würden, da sie sich beinahe ganz allein fänden, sich gezwungen sehen, den Lehrern jeder anderen Sekte mit Achtung zu begegnen, und so könnten die Konzessionen, die sie einander zu machen für gut fänden, mit der Zeit bei der Mehrzahl zu derjenigen reinen und vernünftigen Religion führen, die von jeder Beimischung von Ungereimtheit, Betrug und Fanatismus so frei wäre, wie sie zu allen Zeiten die weisen Menschen zu sehen wünschten, wie sie aber auch vielleicht niemals durch positive Gesetze eingeführt worden ist und wahrscheinlich auch niemals in irgendeinem Lande eingeführt werden wird.

60. Denn in betreff der Religion erlag das positive Gesetz jederzeit mehr oder weniger dem Einfluß des Volksaberglau-

bens und der Volksschwärmerei und wird von ihm wahrscheinlich niemals unabhängig werden.

61. Dieser Plan eines Kirchenregiments oder vielmehr keines Kirchenregiments war das, was die Sekte der Independenten, die allerdings aus sehr wilden Schwärmern bestand, gegen das Ende des Bürgerkriegs in England herzustellen vorschlug.

62. Wäre dieser Plan angenommen worden, so würde er, obgleich er einen sehr unphilosophischen Ursprung gehabt hätte, wahrscheinlich doch in jetziger Zeit die philosophische Sanftmut und Mäßigung gegenüber allen Arten von religiösen Grundsätzen zuwege gebracht haben.

63. In Pennsylvania wurde er wirklich angenommen, und obgleich dort die Quäker die zahlreichsten sind, so begünstigt das Gesetz doch in der Tat keine Sekte vor der anderen, und es soll dort jene philosophischen Sanftmut und Mäßigung wirklich Platz gegriffen haben.

64. Wenn aber auch die Gleichheit der Behandlung nicht bei allen oder auch nur bei den meisten Religionssekten eines Landes zu dieser Sanftmut und Mäßigung führt, so kann doch, falls der Sekten nur genug sind und jede derselben zu klein ist, um die öffentliche Ruhe zu stören, auch der übermäßige Eifer einer jeden für ihre Lehrsätze keine sonderlich schädlichen, sondern im Gegenteil nur einige gute Wirkungen haben; und wenn die Regierung nur vollkommen entschlossen wäre, sowohl jede Sekte sich selbst zu überlassen als auch sie zu zwingen, daß sie die übrigen in Frieden lasse, so wäre sicher anzunehmen, daß sie sich schnell genug von selbst weiter teilen und also bald zahlreich genug werden würden.

65. In jeder zivilisiertesten Gesellschaft, in jeder Gesellschaft, in der sich der Ständeunterschied einmal festgesetzt hat, sind immer zu einer und derselben Zeit zwei verschiedene Moralsysteme im Schwange gewesen, wovon man das eine die enge oder strenge Moral, das andere die weite

oder, wenn man will, lockere Moral nennen kann.

66. Das erstere wird gewöhnlich von den gemeinen Leuten bewundert und verehrt, das andere pflegt von den sogenannten Leuten von Stand geschätzt und angenommen zu werden.

67. Der Hauptunterschied unter diesen beiden Systemen scheint in dem Grad der Mißbilligung zu liegen, die die Laster des Leichtsinns, die Laster, die aus großem Wohlergehen und aus dem Übermaß von Munterkeit und Fröhlichkeit entspringen, erregen.

68. In dem weiten oder lockeren System wird Üppigkeit, leichtsinnige und selbst ausschweifende Fröhlichkeit, der Genuß des Vergnügens, wenn er bis zu einem gewissen Grad der Unmäßigkeit getrieben wird, die Verletzung der Keuschheit, wenigstens bei dem einen der beiden Geschlechter usw., wenn sie nur nicht gerade mit grober Unanständigkeit verbunden sind oder zu Falschheit und Ungerechtigkeit führen, im allgemeinen sehr nachsichtig behandelt, leicht entschuldigt und auch wohl ganz verziehen.

69. Nach dem strengen System hingegen werden diese Ausschweifungen mit dem höchsten Abscheu und Unwillen betrachtet.

70. Die Laster des Leichtsinns sind für die niederen Stände immer verderblich, und oft reicht schon eine einzige Woche, wenn sie in Unbesonnenheit und Zerstreuungen zugebracht worden ist, hin, einen armen Arbeiter auf immer zugrunde zu richten und ihn so in Verzweiflung zu stürzen, daß er die entsetzlichsten Verbrechen begeht.

71. Daher hegt der weisere und bessere Teil des gemeinen Volkes stets den höchsten Abscheu und Widerwillen gegen solch Ausschweifung, weil ihnen die Erfahrung sagt, daß sie Leute ihres Standes unmittelbar ins Verderben bringen.

72. Dagegen wird die Unregelmäßigkeit und Ausschweifung eines Mannes von Stand, selbst wenn sie jahrelang dauert, ihn nicht immer zugrunde richten, und die höheren Stände sind deshalb sehr geneigt, es

als einen Vorzug größeren Vermögens und als ein Vorrecht ihres Ranges anzusehen, daß sie sich einen gewissen Grad von Ausschweifung erlauben können und keinen Vorwurf oder Tadel deshalb zu befürchten haben.

73. Sie mißbilligen daher bei Leuten ihres Standes solche Ausschweifungen nur wenig und tadeln sie entweder nur leicht oder gar nicht.

74. Fast alle Religionssekten haben ihren Anfang unter dem gemeinen Volk genommen, aus dem sie gewöhnlich ihre frühesten, sowie ihre zahlreichsten Proselyten zogen.

75. Daher fand auch fast immer oder doch nur mit wenigen Ausnahmen, (denn es hat allerdings Ausnahmen gegeben) die strenge Moral bei diesen Sekten Eingang.

76. Nur durch sie konnten sie sich derjenigen Volksklasse empfehlen, der sie ihren Reformationsplan zuerst vorlegten.

77. Viele von ihnen, vielleicht die meisten, haben sich sogar dadurch Kredit zu verschaffen gesucht, daß sie die Strenge der Moral noch weiter bis zu völliger Torheit und Ungereimtheit trieben, und wirklich hat diese übermäßige Strenge ihnen oft mehr als alles andere die Achtung und Verehrung des gemeinen Mannes gewonnen.

78. Ein Mann von Stand und Vermögen ist durch seine Stellung ein angesehenes Glied der großen Gesellschaft, und diese achtet auf seine ganze Aufführung und zwingt ihn so, selbst darauf Acht zu geben.

79. Sein Ansehen und sein Ruf hängen fast ganz von der Achtung ab, die ihm die Gesellschaft zollt.

80. Er kann es nicht wagen, etwas zu tun, was ihn in Unehren oder Mißkredit brächte, und sieht sich deshalb genötigt, diejenige weite und enge Moral, die die Gesellschaft einmütig von Personen seines Ranges und Vermögens verlangt, streng zu beachten.

81. Ein Mann von niedrigem Stand ist in einer großen Gesellschaft durchaus kein angesehenes Glied.

82. Lebt er in einem Dorf, so kann allerdings seine Aufführung beobachtet werden und er gezwungen sein, selbst darauf acht zu geben.

83. In dieser Lage, aber auch nur in dieser Lage, kann er das zu verlieren haben, was man einen guten Namen nennt.

84. Sowie er aber in eine große Stadt kommt, versinkt er in Dunkelheit und Verborgenheit.

85. Niemand achtet und merkt auf seine Aufführung, und er ist daher sehr in Versuchung, sich selbst zu vernachlässigen und sich aller Liederlichkeit und allem Laster zu ergeben.

86. Aus diesem Dunkel tritt er nie so gewiß heraus, nie erregt seine Aufführung so sehr die Aufmerksamkeit einer ansehnlichen Gesellschaft, als wenn er Mitglied einer kleinen Religionssekte wird.

87. Von diesem Augenblick an bekommt er einen Grad von Wichtigkeit, den er nie zuvor hatte.

88. Alle seine Glaubensgenossen haben um des guten Rufes ihre Sekte willen ein Interesse, seine Aufführung zu beobachten und ihn, wenn er Ärgernis gibt oder von der strengen Moral, die sie fast immer voneinander fordern, zu sehr abweicht, durch Ausschließung oder Bann zu strafen, was immer eine sehr harte Strafe ist, auch wenn sie keine bürgerlichen Folgen hat.

89. Aus diesem Grund ist denn auch in kleinen Religionssekten die moralische Aufführung des gemeinen Mannes fast durchweg außerordentlich regelmäßig und ordentlich und ist im allgemeinen weit geregelter, als sie sich bei den Gliedern der herrschenden Kirche findet.

90. Sie ist in der Tat oft unangenehm streng und auf eine widerwärtige Weise ungesellig.

91. Doch gibt es zwei leicht anwendbare und wirksame Mittel, durch deren Zusammenwirken der Staat ohne allen Zwang das, was in der Moral der kleinen Sekten, in die sich das Land teilt, ungesellig und widerwärtig streng ist, beseitigen kann.

92. Das erste dieser Mittel ist das Studium der Wissenschaft und Philosophie, das der Staat unter den mittleren und höheren Ständen ziemlich allgemein machen könnte; allerdings nicht dadurch, daß er den Lehrern feste Besoldungen gäbe, wodurch er sie nur nachlässig und träge machen würde, wohl aber dadurch, daß er eine Art von Prüfung einführt, der sich auch in den höheren und schwereren Wissenschaften alle unterziehen müßten, wenn ihnen erlaubt sein sollte, in eine der edleren Berufsarten einzutreten oder sich als Kandidaten zu ehrenvollen Ämtern mit oder ohne Besoldung zu melden.

93. Wenn der Staat den Personen dieser Klasse die Notwendigkeit auferlegte, etwas zu lernen, so hätte er nicht nötig, dafür zu sorgen, daß sie tüchtige Lehrer haben.

94. Sie würden gar bald selbst bessere Lehrer ausfindig machen, als ihnen der Staat irgend verschaffen könnte.

95. Die Wissenschaft ist das Hauptgegenmittel gegen das Gift der Schwärmerei und des Aberglaubens, und sind erst die höheren Stände des Volkes gegen dieses Gift gehörig gesichert, so werden auch die niederen Stände nicht viel mehr von ihm zu leiden haben.

96. Das zweite jener Mittel ist die Vielfältigkeit und Fröhlichkeit der öffentlichen Vergnügungen.

97. Wenn der Staat diejenigen Personen, die aus eigenem Interessen, das Volk durch Malerei, Musik und Tanz, die Schauspiele und Ausstellungen, ohne Anstoß zu geben oder den Anstand zu verletzen, zu belustigen unternehmen, ermuntert, das heißt ihnen volle Freiheit dazu gestattet, so wird er leicht bei der Mehrzahl jene melancholische und finstere Stimmung zerstreuen, die fast immer die Amme des Aberglaubens und der Schwärmerei unter dem Volk ist.

98. Öffentliche Vergnügungen sind jederzeit ein Gegenstand der Furcht und des Hasses für alle Fanatiker gewesen, die das Volk zur Schwärmerei aufzuregen suchten.

99. Fröhlichkeit und gute Laune, wie sie aus jenen Vergnügungen kommen, vertrugen sich durchaus nicht mit derjenigen Gemütsbeschaffenheit, die den Zwecken der Fanatiker am günstigsten ist und auf die sie am besten wirken können.

100. Zudem waren dramatische Vorstellungen, weil sie nicht selten ihre Kunstgriffe dem öffentlichen Gelächter und mitunter auch dem öffentlichen Unwillen preisgaben, mehr als alle Vergnügungen ein Gegenstand ihres Hasses.

101. In einem Land, in dem das Gesetz die Lehrer der einen Religion nicht mehr begünstigt als die der anderen, würde es durchaus nicht nötig sein, die Lehrer der einen oder der anderen in eine besondere unmittelbare Abhängigkeit von dem Staatsoberhaupt oder der vollziehenden Gewalt zu setzen, das heißt diese sich in ihre Ernennung oder in ihre Entlassung mischen zu lassen.

102. In einer solchen Lage würde der Staat sich dann gar nicht weiter um sie zu kümmern haben, als insofern er unter ihnen, wie überhaupt unter seinen Bürgern, den Frieden zu erhalten sucht, indem er sie nämlich abhält, einander zu verfolgen, zu beleidigen und zu unterdrücken.

103. Aber ganz anders ist es in den Ländern, in denen es eine herrschende oder Staatskirche gibt.

104. Hier kann das Staatsoberhaupt niemals ruhig sein, wenn es nicht die Mittel hat, über die meisten Lehrer dieser Religion einen starken Einfluß auszuüben.

105. Die Geistlichkeit jeder herrschenden Kirche bildet eine große Körperschaft.

106. Sie kann so übereinstimmend handeln und ihr Interesse so sehr nach einem Plan und in einen Geist verfolgen, als wenn sie unter der Leitung eines einzigen Mannes stände; und oft steht sie auch wirklich unter einer solchen Leitung.

107. Ihr Interesse, als das Interesse einer eigenen Körperschaft, fällt niemals mit dem des Staates zusammen, ja ist demselben manchmal geradezu entgegengesetzt.

108. Ihr Hauptinteresse besteht in der Aufrechterhaltung ihres Ansehens bei dem Volk, und dieses Ansehen hängt von der geglaubten Gewißheit und Wichtigkeit der ganzen Lehre, die die Geistlichen einschärfen, sowie von dem Glauben ab, daß es notwendig sei, jeden Artikel dieser Lehre mit Inbrunst zu erfassen, um sich vor ewigem Elend zu sichern.

109. Sollte das Staatsoberhaupt die Unklugheit begehen, selbst irgendeinen unbedeutenden Teil ihres Glaubenssystems zu verlachen oder zu bezweifeln, oder sollte es aus Menschlichkeit diejenigen, die das eine oder andere tun, zu beschützen suchen, so fühlt sich die kitzelige Ehre einer Geistlichkeit, die in keiner Art von Abhängigkeit von ihm steht, sofort herausgefordert, den Landesherren als einen Feind Gottes in den Bann zu tun und alle Schrecknisse der Religion aufzubieten, um das Volk dahin zu bringen, daß es seinen Gehorsams einem orthodoxeren und sorgsameren Fürsten zuwende.

110. Sollte der Fürst aber sich einer ihrer Forderungen oder Anmaßungen widersetzen, so ist die Gefahr nicht minder groß.

111. Diejenigen Fürsten, die es wagten, sich auf diese Weise gegen die Kirche aufzulehnen, wurden nicht nur des Verbrechens der Empörung, sondern gewöhnlich auch noch des Verbrechens der Ketzerei angeklagt, so feierlich sie auch ihren Glauben und ihre demütige Unterwerfung unter jeden Artikel, den ihnen die Kirche vorschreiben mochte, bezeugt haben.

112. Nun ist aber das Ansehen der Religion höher als das jeder anderen Autorität.

113. Die Furcht, die sie erregt, überwiegt jede andere Furcht.

114. Wenn die vom Staat genehmigten Lehrer der Religion unter der Masse des Volkes Lehren verbreiten, die das Ansehen des Staatsoberhauptes untergraben, so kann dieses sein Ansehen auf keine andere Weise als durch Gewalt oder mittels eines stehenden Heeres behaupten.

115. Selbst ein stehendes Heer kann ihm in diesem Falle keine dauernde Sicherheit

gewähren, weil die Soldaten, wenn sie nicht Ausländer, was nur selten der Fall ist, sondern aus der Masse des Volkes genommen sind, wie es fast immer geschieht, sehr leicht und in kurzer Zeit durch die gleichen Lehren verführt werden.

116. Die Revolutionen, die die unruhige griechische Geistlichkeit fortwährend in Konstantinopel hervorrief, solange das oströmische Reich bestand, die Zerrüttungen, die während mehrerer Jahrhunderte die unruhige römische Geistlichkeit in allen europäischen Ländern veranlaßte, beweisen hinlänglich, wie mißlich und unsicher die Lage eines Fürsten ist, der keine rechten Mittel hat, auf die Geistlichkeit der herrschenden Kirche in seinem Land Einfluß auszuüben.

117. Glaubensartikel, sowie alle anderen geistlichen Gegenstände, sind offenbar nicht die Sache eines weltlichen Herrschers, der wohl zu Beschützung des Volkes, selten aber auch zu seiner Belehrung die nötigen Eigenschaften hat.

118. In betreff solcher Gegenstände kann also sein Ansehen selten groß genug sein, um dem Ansehen der vereinigten Geistlichkeit der herrschende Kirche das Gegengewicht zu halten.

119. Und doch können oft die öffentliche Ruhe und seine eigene Sicherheit von den Lehren abhängen, die die Geistigkeit über solche Gegenstände zu verbreiten für gut findet.

120. Da er nun selten sich mit hinlänglichem Gewicht und Ansehen ihren Entscheidungen widersetzen kann, so ist es nötig, daß er sich imstande sehe, einen Einfluß darauf zu üben, und Einfluß kann er nur durch die Furcht und Hoffnung haben, die er bei der Mehrzahl der einzelnen Mitglieder der Geistlichkeit zu erregen vermag.

121. Diese Furcht und diese Hoffnung kann nur einesteils die Furcht vor Absetzung oder irgendeiner anderen Strafe und anderenteils die Hoffnung auf Beförderung sein.

122. In allen christlichen Kirchen sind die Pfründe der Geistlichkeit einer Art von Freilehen, die sie nicht solange, wie es dem Fürsten gefällt, sondern auf Lebenszeit, oder solange sie sich gut betragen, genießen.

123. Hätten sie diese mit weniger Sicherheit inne, und könnten sie bei jeder kleinen Beleidigung gegen den Fürsten oder seine Minister herausgeworfen werden, so wäre es ihnen vielleicht nicht möglich, ihr Ansehen beim Volk zu behaupten, weil diese sie dann als Söldlinge des Hofes betrachten und auf die Aufrichtigkeit ihrer Unterweisungen nichts mehr geben würde.

124. Sollte aber der Landesherr auf eine unregelmäßige Weise oder durch Gewalt versuchen, eine Anzahl von Geistlichen ihrer Freilehen etwa aus dem Grund zu berauben, weil sie mit mehr als gewöhnlichem Eifer aufrührerische Lehren verbreitet haben, so würde er nur durch eine solche Verfolgung sie und ihre Lehren zehnmal populärer und eben deshalb zehnmal beunruhigender und gefährlicher machen als sie es vorher waren.

125. Die Furcht ist in fast allen Fällen ein schlechtes Regierungswerkzeug und sollte niemals gegen eine Klasse von Menschen angewendet werden, die auch nur den mindesten Anspruch auf Unabhängigkeit hat.

126. Sie schrecken, dient nur dazu, ihren Unwillen zu reizen, und sie in einer Widersetzlichkeit zu bestärken, die sie bei einem gelinderen Verfahren entweder nicht so weit getrieben oder gar aufgegeben hätten.

127. Die Gewalttätigkeit, mit der die französische Regierung gewöhnlich verfuhr, um alle ihre Parlamente oder höchsten Gerichtshöfe zur Registrierung unpopulärer Edikte zu zwingen, führte selten zum Ziel.

128. Und doch waren die Mittel, von denen sie gewöhnlich Gebrauch machte, die Einkerkierung der widersetzlichen Mitglieder, wie man glauben sollte, stark genug.

129. Die Fürsten aus dem Hause Stuart bedienten sich zuweilen ähnlicher Mittel,

um Mitglieder des englischen Parlamentes fügsam zu machen; aber sie fanden sie im allgemeinen ebenso unlenksam.

130. Gegenwärtig wird das englische Parlament auf eine ganz andere Weise behandelt, und ein kleiner Versuch, den der Herzog von Choiseul vor etwa zwölf Jahren mit dem Pariser Parlament machte, bewies hinlänglich, daß sämtliche französische Parlamente auf gleiche Art viel leichter hätten gewonnen werden können.

131. Der Versuch wurde nicht weiter verfolgt.

132. Denn obgleich Feinheit und Überredung immer das leichteste und sicherste Werkzeug der Regierung ist, wie Zwang und Gewalttätigkeit umgekehrt ihr schlechtestes und gefährlichstes, so ist doch, wie es scheint, der natürliche Trotz des Menschen so groß, daß er die Anwendung des guten Werkzeugs fast immer verschmäht, solange er sich noch des anderen bedienen kann und zu bedienen wagt.

133. Die französische Regierung konnte und durfte Gewalt brauchen und verschmähte es daher, Feinheit und Überredung anzuwenden.

134. Aber die Erfahrung aller Zeiten lehrt, wie ich glaube, daß es keinen Stand gibt, bei dem die Anwendung von Zwang und Gewalt so gefährlich oder geradezu so verderblich wäre wie bei der geachteten Geistlichkeit einer herrschenden Kirche.

135. Die Rechte, die Privilegien und die persönliche Freiheit jedes Geistlichen, der bei seinem Stand gut angeschrieben steht, werden selbst unter den despotischsten Regierungen mehr geachtet als die Rechte irgendeiner anderen Person von gleichem Rang und Vermögen.

136. So verhält es sich auf jeder Stufe des Despotismus, von dem sanften und milden Despotismus in Paris an bis zu dem gewalttätigen und wütenden in Konstantinopel.

137. Aber obgleich dieser Stand fast niemals mit Gewalt gezwungen werden kann, so ist er dennoch ebenso leicht wie jeder andere mit Feinheit zu bearbeiten,

und von den Mitteln, die der Fürst dazu in den Händen hat, hängt, so scheint es, sowohl seine eigene Sicherheit als auch die öffentliche Ruhe ab.

138. Diese Mittel bestehen aber ganz allein in den Beförderungen, die der Fürst zuteil werden lassen kann.

139. Nach der ältesten Verfassung der christlichen Kirche wurde der Bischof jedes Sprengels durch die vereinigten Stimmen der Geistlichkeit und des Volkes gewählt.

140. Das Volk blieb nicht lange im Besitz des Wahlrechts, und auch in der Zeit, wo ihm dasselbe zustand, handelte es doch fast immer unter dem Einfluß der Geistlichkeit, die in solchen geistlichen Dingen sein natürlicher Führer zu sein scheint.

141. Doch wurde die Geistlichkeit auch dieser Mühe, das Volk bearbeiten zu müssen, bald überdrüssig und fand es leichter, ihre Bischöfe allein zu wählen.

142. Auf gleiche Weise wurde, wenigstens in den meisten Klöstern, der Abt von den Mönchen gewählt.

143. Alle geringeren geistlichen Pfründen des Sprengels wurden von dem Bischof vergeben, der sie denjenigen Geistlichen zukommen ließ, die er dazu am liebsten nehmen mochte.

144. Mithin waren alle Beförderungen zu kirchlichen Würden in den Händen der Kirche selbst.

145. Wenn der Landesherr auch einigen mittelbaren Einfluß auf diese Wahlen hatte, und wenngleich es hier und da üblich war, seine Einwilligung zur Wahl und seine Bestätigung des Gewählten einzuholen, so hatte er doch keine unmittelbaren und hinlänglichen Mittel, die Geistlichkeit zu bestimmen.

146. Den einzelnen Geistlichen leitete natürlich sein Ehrgeiz dazu an, sich weniger dem Staatsoberhaupt als seinem eigenen Stande gefällig zu machen, weil er nur von ihm Beförderung erwarten konnte.

147. In dem größten Teil Europas zog der Papst nach und nach zuerst die Vergabung aller Bistümer und Abteien oder der sogenannten Konsistorialpfründen an sich,

später aber auch durch allerlei Kunstgriffe und Vorwände die Vergebung der meisten kleineren Pfründen des Sprengels an sich, so daß dem Bischof wenig mehr übrig blieb, als schlechterdings notwendig war, um ihm unter seinen Geistlichen das erforderliche Ansehen zugeben.

148. Durch diese Anordnung wurde die Lage des Staatsoberhauptes noch schlimmer, als sie gewesen war.

149. Die Geistigkeit aller europäischen Länder bildete sich nun zu einer Art von geistlicher Armee aus, die zwar in verschiedene Quartiere verteilt war, deren Bewegungen und Operationen aber von einem Haupt geleitet und nach einem gleichförmigen Plan eingerichtet werden konnten.

150. Die Geistlichkeit jedes einzelnen Landes konnte als eine besondere Abteilung dieser Armee angesehen werden, deren Operationen sehr leicht von allen übrigen in den umliegenden Ländern einquartierten Abteilungen unterstützt und verstärkt werden konnten.

151. Jede solche Abteilung war nicht nur von dem Fürsten des Landes, in dem sie einquartiert war und unterhalten wurde, unabhängig, sondern war auch von einem fremden Oberherrn abhängig, der ihre Waffen zu jeder Zeit gegen den Landesherrn kehren und sie durch die Waffen aller übrigen Abteilungen verstärken konnte.

152. Diese Waffen waren die fürchterlichsten, die man erdenklichen konnte.

153. In dem alten Zustand Europas, ehe Künste und Manufakturen Eingang gefunden hatten, gab der Geistlichkeit ihr Reichthum eben den Einfluß auf das gemeine Volk, den die großen Barone durch ihren Reichthum auf ihre Lehensleute, Hintersassen und Anhänger hatten.

154. Auf den großen Landgütern, die die falsch verstandene Frömmigkeit der Fürsten und Privatleute der Kirche geschenkt hatte, war die Gerichtsbarkeit auf dem gleichen Fuß und aus gleichen Ursachen so eingerichtet wie auf den Gütern der großen Barone.

155. Auf diesen großen Landgütern konnte die Geistlichkeit sehr leicht ohne den Beistand des Königs oder einer anderen Person das Recht verwalten oder durch ihre Vögte verwalten lassen.

156. Aber weder der König noch sonst jemand hätte dort ohne den Beistand und die Unterstützung der Geistlichkeit die Rechtspflege besorgen können.

157. Die Gerichtsbarkeit der Geistlichkeit auf ihren Baronien und Edelhöfen war also ebenso unabhängig von den königlichen Gerichtshöfen, wie es die Gerichtsbarkeit der weltlichen großen Herren war.

158. Fast alle Pächter der Geistlichkeit waren wie die der großen Barone Insassen, die der Herr jederzeit hinauswerfen konnte.

159. Sie waren von ihren unmittelbaren Herren völlig abhängig und konnten von ihnen nach Gefallen aufgerufen werden, jeden Streit, in den die Geistlichkeit verwickelt war, ausfechten zu helfen.

160. Außer der Rente von ihren eigenen Landgütern besaß die Geistlichkeit in jedem europäischen Land noch unter dem Titel der Zehnten einen beträchtlichen Anteil an den Renten aller anderen Landgüter.

161. Die Einkünfte, die aus diesen beiden Arten von Renten hervorgingen, bestanden größtenteils in Naturallieferungen von Korn, Wein, Vieh, Geflügel usw.

162. Die Menge dieser Lieferungen betrug weit mehr, als die Geistlichkeit selbst verzehren konnte, und Künste oder Manufakturen, gegen deren Produkte sie diesen Überschuß hätte austauschen können, gab es noch nicht.

163. Die Geistlichkeit konnte also diesen ungeheuren Überschuß nicht anders nutzen, als daß sie ihn so anwandte, wie die großen Barone den ihrigen, nämlich zur verschwenderischen Gastfreundschaft und zur ausgedehntesten Mildthätigkeit.

164. Auch soll die Gastfreundschaft und die Mildthätigkeit der Geistlichkeit in allen Zeiten sehr groß gewesen sein.

165. Sie erhielt nicht nur fast alle Armen des Königreiches, sondern auch manche Ritter und Edelleute hatten oft kein anderes

Mittel, sich zu ernähren, als daß sie von einem Kloster zum anderen reisten, unter dem Vorwand der Frömmigkeit, in der Tat aber, um sich die Gastfreiheit der Geistlichkeit zunutze zu machen.

166. Das Gefolge manches Prälaten war oft zahlreicher als das des größten weltlichen Herrn, und das Gefolge der gesamten Geistlichkeit war vielleicht zahlreicher als das sämtlicher weltlicher Herren.

167. Es war also unter der Geistlichkeit immer mehr Einigkeit als unter den weltlichen Herren.

168. Die ersteren standen unter einer geregelten Zucht und unter der Oberherrschaft des Papstes.

169. Die letzteren standen unter gar keiner Zucht oder Oberherrschaft, sondern waren fast immer auf einander und auf den König eifersüchtig.

170. Wenn daher auch die Vasallen und Dienstleute der Geistlichkeit weniger zahlreich gewesen wären als die der weltlichen Herren (und der Vasallen hatte sie wahrscheinlich viel weniger), so würde sie durch ihre Einigkeit doch fürchterlicher geworden sein als die weltlichen Herren.

171. Auch gab ihr ihre Gastfreundlichkeit und Mildtätigkeit nicht nur eine große weltliche Macht, sondern vermehrte auch noch das Gewicht ihrer geistlichen Waffen.

172. Diese Tugenden verschafften ihr die größte Achtung und Verehrung unter den niederen Volksklassen, unter denen viele Leute immerwährend, fast alle aber gelegentlich, von der Geistlichkeit gespeist wurden.

173. Alles, was dem so geliebten Stande gehörte oder sich nur auf ihn bezog, die Besitzungen, die Privilegien, die Glaubenslehren, erschien den Augen des gemeinen Volkes als etwas Heiliges, und in jeder wirklichen oder angeblichen Verletzung desselben sahen sie einen Akt ruchloser Schlechtigkeit und Gotteslästerung.

174. Bei diesem Zustand der Dinge darf man sich nicht wundern, daß, wenn es der Fürst manchmal schon schwer fand, dem Bündnis einiger großen Adligen zu wider-

stehen, er es noch schwer finden mußte, der vereinigten Kraft der Geistlichkeit seines Landes, die durch die Geistlichkeit der benachbarten Länder unterstützt wurde, Widerstand zu leisten.

175. Unter solchen Umständen ist nicht das ein Wunder, daß der Fürst zuweilen nachgeben mußte, sondern das, daß er jemals imstande war, zu widerstehen.

176. Die Privilegien der Geistlichkeit in jenen alten Zeiten, die uns, die wir heute leben, höchst töricht erscheinen, ihre völlige Befreiung von der weltlichen Gerichtsbarkeit z.B. oder was in England das *Beneficium cleri* heißt, waren in der Tat nichts weiter als die natürliche oder vielmehr die notwendige Folge dieses Zustandes der Dinge.

177. Wie gefährlich mußte es nicht für den Landesherrn sein, einen Geistlichen für irgendein Verbrechen zu strafen, wenn der ganze Stand geneigt war, ihn dagegen zu schützen und entweder den Beweis für ungenügend erklärte, um einen so heiligen Mann daraufhin zu verurteilen, oder die Strafe für zu hart, als daß sie an einer durch die Religion geheiligten Person vollzogen werden dürfte?

178. Der Landesherr konnte unter solchen Umständen nichts besseres tun, als den Schuldigen den geistlichen Gerichtshöfen zu überlassen, denen um der Ehre ihres eigenen Standes willen daran gelegen sein mußte, so viel wie möglich zu verhindern, daß ein Mitglied ihres Standes ein grobes Verbrechen begehe oder auch nur ein schlimmes Ärgernis gebe, weil dadurch die Gemüter des Volkes entfremdet werden konnten.

179. In dem Zustand, in dem sich die Dinge fast in ganz Europa während des zehnten, elften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderts und auch einige Zeit vor und nach dieser Periode befanden, konnte die Verfassung der römischen Kirche als das fürchterlichste Bündnis angesehen werden, daß jemals gegen das Ansehen und die Sicherheit der bürgerlichen Regierung, sowie gegen die Freiheit, die Vernunft und das

Glück der Menschen, die nur da gedeihen können, wo die bürgerliche Regierung stark genug ist, sie zu schützen, geschlossen worden war.

180. Nach dieser Verfassung war der größte Betrug des Aberglaubens so sehr von dem Privatinteresse einer großen Zahl von Menschen unterstützt, daß ihm die Gefahr, von der menschlichen Vernunft angegriffen zu werden, nicht nah kommen konnte; denn hätte es die menschliche Vernunft auch dahin gebracht, einige der Betrügereien des Aberglaubens selbst vor den Augen des gemeinen Volkes zu enthüllen, so würde sie doch niemals die Bande des Privatinteresses habe lösen können.

181. Wäre also jene Verfassung von keinen anderen Feinden als von der menschlichen Vernunft mit ihren schwachen Waffen angegriffen worden, so hätte sie wohl ewig gedauert.

182. Aber dieses unermessliche und fest gegründete Gebäude, das durch alle menschliche Weisheit und Tugend nicht hätte erschüttert werden können, wurde durch den natürlichen Lauf der Dinge zuerst wankend gemacht hat und dann zum Teil zerstört, und es läßt sich jetzt voraussehen, das es vielleicht in wenigen Jahrhunderten in Trümmer fallen wird.

183. Die allmählichen Fortschritte in Künsten, Manufakturen und Handel, die gleichen Ursachen also, durch die die Macht der großen Barone zugrunde ging, vernichteten auch in dem größten Teil Europas die ganze weltliche Macht der Geistlichkeit.

184. In den Produkten der Künste, der Manufakturen und des Handels fand die Geistlichkeit ebenso wie der Adel Gegenstände, für die sie ihr Rohprodukt vertauschen konnte und entdeckte hierin Mittel, ihre gesamten Einkünfte auf ihre eigenen Personen zu verwenden, ohne andere Leute daran beträchtlichen Anteil nehmen zu lassen.

185. Ihre Mildtätigkeit wurde nach und nach weniger ausgebreitet, ihre Gastfreund-

schaft weniger freigebig und weniger verschwenderisch.

186. Dadurch wurden ihre Anhänger immer weniger und schwanden mit der Zeit ganz zusammen.

187. Die Geistlichkeit wünschte nun auch, gleich dem Adel, von ihren Ländereien eine bessere Rente zu ziehen, um diese gleichfalls auf die Befriedigung ihrer Eitelkeit und Torheit zu verwenden.

188. Diese Zunahme der Rente konnte aber nur dann eintreten, wenn sie mit ihren Lehensleuten Pachtverträge schloß, durch die die letzteren von ihr ziemlich unabhängig wurden.

189. So brachen oder rissen die Bande des Interesses, das bisher die niedere Klasse des Volkes an die Geistlichkeit gefesselt hatte.

190. Sie brachen und rissen sogar eher, als die Bande, durch die die gleichen Volksklassen an den großen Baronen hingen; denn da die Pfründen der Kirche meistens viel kleiner waren als die Güter der großen Barone, so war der Besitzer einer Pfründe noch weit weniger imstande, sein ganzes Einkommen auf seine eigene Person zu wenden.

191. Beinahe während des ganzen vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts war die Macht des Adels in den meisten europäischen Ländern in voller Blüte, wogegen die weltliche Macht der Geistlichkeit, die unumschränkte Herrschaft, die sonst über die Masse des Volkes ausgeübt hatte, schon sehr in Verfall war.

192. Die Macht der Kirche war schon zu jener Zeit in dem größten Teil Europas bloß auf das geistliche Ansehen eingeschränkt, und selbst dieses geistliche Ansehen wurde sehr wankend, als es nicht mehr durch die Mildtätigkeit und Gastfreundschaft des Klerus unterstützt wurde.

193. Die niederen Klassen des Volkes sahen nun nicht mehr, wie früher, in diesem Stand ihre Versorger im Unglück und ihre Helfer in der Not.

194. Im Gegenteil wurden sie durch die Eitelkeit, Üppigkeit und Verschwendung

der reicheren Geistlichkeit, die alles für ihr eigenes Vergnügen ausgab, was früher für das Erbteil der Armen angesehen worden war, gereizt und ergrimmt.

195. In dieser Lage der Dinge suchten die Landesherren in den verschiedenen Staaten Europas den Einfluß, den sie sonst in der Vergebung der großen Kirchenpfründen gehabt hatten, dadurch wieder zu erlangen, daß sie den Dechanten und Kapiteln des Sprengels ihr altes Recht, den Bischof zu wählen, und den Mönchen jedes Klosters ihr Recht, den Abt zu wählen, wieder verschafften.

196. Die Wiederherstellung dieser alten Ordnung war der Zweck mehrerer in England während des vierzehnten Jahrhunderts erlassener Parlamentsakten, besonders des sogenannten Statute of Provisors; und dem gleichen Zweck hatte die im fünfzehnten Jahrhundert in Frankreich eingeführte pragmatische Sanktion.

197. Um die Wahl gültig zu machen, mußte der Landesherr zuerst seine Einwilligung geben und dann den Gewählten bestätigen; und obgleich man immer noch annahm, daß die Wahl frei sei, so hatte der Landesherr doch durch seine Stellung alle möglichen indirekten Mittel, auf die Geistlichkeit in seinem Land Einfluß auszuüben.

198. Verordnungen, die einen ähnlichen Zweck hatten, wurden auch in anderen europäischen Ländern erlassen.

199. Nirgends aber scheint vor der Reformation die Macht des Papstes, die großen Kirchenpfründen zu vergeben, so wirksam und so allgemein eingeschränkt worden zu sein, wie in Frankreich und in England.

200. Den Königen von Frankreich gab später im sechzehnten Jahrhundert das Konkordat das unbeschränkte Recht, zu allen großen, das heißt zu allen sogenannten Konsistorialpfründen der gallikanischen Kirche Personen zu präsentieren.

201. Seit der Errichtung der pragmatischen Sanktion und des Konkordats scheint die französische Geistlichkeit im allgemeinen weniger Achtung für die Aussprüche

des päpstlichen Hofes gehabt zu haben, als die Geistigkeit irgendeines anderen katholischen Landes.

202. In allen Streitigkeiten, die ihr Staatsoberhaupt mit dem Papst hatte, ergriffen sie fast immer die Partei des ersteren.

203. Diese Unabhängigkeit des französischen Klerus vom römischen Hof scheint vornehmlich ihrem Grund in der pragmatischen Sanktion und im Konkordat gehabt zu haben.

204. In den früheren Perioden der Monarchie war die französische Geistlichkeit dem Papst wohl ebenso zugetan gewesen, wie die Geistlichkeit irgendeines anderen Landes.

205. Als Robert, der zweite Fürst aus dem Kapetingischen Geschlecht, höchst ungerechterweise von dem Papst in den Bann getan worden war, warfen seine eigenen Bedienten, wie es heißt, die Speisen, die von seiner Tafel kamen, vor die Hunde und weigerten sich, das mindeste von dem zu kosten, was durch die Berührung des bannbeladenen Fürsten verunreinigt worden war.

206. So zu handeln lehrte sie, wie man wohl annehmen darf, die Geistlichkeit seines eigenen Landes.

207. Auf diese Weise wurde der Anspruch, die großen Kirchenpfründen zu vergeben, ein Anspruch, zu dessen Verteidigung der römische Hof oft die Throne der größten christlichen Reiche erschüttert und manchmal sogar umgestürzt hatte, schon vor oder Zeit der Reformation in vielen Teilen Europas entweder eingeschränkt oder modifiziert oder völlig aufgegeben.

208. In dem Maß aber, wie die Geistigkeit ihren Einfluß auf das Volk schwinden sah, wuchs auch der Einfluß des Staates auf die Geistlichkeit.

209. Diese hatte also von nun an weniger Macht und weniger Neigung, den Staat zu beunruhigen.

210. Bis zu diesem Grad war das Ansehen der römischen Kirchen gesunken, als

die die Reformation hervorrufenden Streitigkeiten in Deutschland ihren Anfang nahmen und sich bald durch das übrige Europa verbreiteten.

211. Die neuen Lehren wurden überall von dem Volk mit großem Beifall aufgenommen und mit jenen schwärmerischen Eifer weitergetragen, der fast immer den Parteigeist belebt, wenn er sich gegen eine alte Autorität auflehnt.

212. Die Lehrer des neuen Glaubens waren vielleicht in anderer Hinsicht nicht gelehrter als die Theologen, die die alte Kirche verteidigten; aber sie scheinen im allgemeinen mit der Kirchengeschichte und mit dem Ursprung und Fortgang derjenigen Meinungen, auf die sich die Autorität der Kirche gründete, besser vertraut gewesen zu sein, und erhielten dadurch über sie in fast jedem Streit einigen Vorteil.

213. Die Strenge ihrer Sitten gab ihnen bei dem gemeinen Volk, das die große Sittlichkeit ihres Betragens mit der regellosen Lebensweise der meisten Geistlichen ihrer Kirche in einen grellen Kontrast setzte, hohes Ansehen.

214. Auch besaßen sie in einem weit höheren Grad als ihre Widersacher alle Künste der Popularität und des Bekehrungseifers, Künste, die die stolzen, mit hohen Würden bekleideten Söhne der Kirche längst als höchst unnütz vernachlässigt hatten.

215. Den einen empfahl sich die neue Lehre durch ihre Vernünftigkeit, den anderen durch ihre Neuheit, einer noch weit größeren Zahl wurde sie lieb, weil man die alte Geistlichkeit haßte und verachtete, bei den allermeisten aber fand sie durch die eifrige, leidenschaftliche und schwärmerische, obgleich oft plumpe und bäurische Beredsamkeit Eingang, mit der diese Lehre fast überall vortragen und eingeschärft wurde.

216. Der Fortgang, den die neue Lehre nahm, war fast überall so groß, daß es den Fürsten, die gerade mit dem römischen Hof nicht auf gutem Fuß standen, durch Hilfe derselben sehr leicht wurde, in ihren Län-

dern die Kirche, die alle Achtung und Verehrung bei den niedrigen Volksklassen verloren hatte und kaum mehr Widerstand leisten konnte, zu überwältigen.

217. Der römische Hof hatte einige der kleineren Fürsten im nördlichen Teil Deutschlands, die er wahrscheinlich für zu unbedeutend hielt, um sich die Mühe zu nehmen, sie für sich zu gewinnen, beleidigt, und diese führten dafür allgemein die Reformation in ihren Ländern ein.

218. Die Tyrannei Christians II. und des Erzbischofs Troll von Upsala machte es Gustav Wasa sehr leicht, beide aus Schweden zu vertreiben.

219. Der Papst nahm sich des Tyrannen und des Erzbischofs an, und so fand Gustav Wasa keine Schwierigkeit, die Reformation in Schweden einzuführen.

220. Später wurde Christian II. auch des dänischen Throns entsetzt, da seine Aufführung ihn in Dänemark ebenso verhaßt gemacht hatte wie in Schweden.

221. Gleichwohl war der Papst immer noch geneigt, sich seiner anzunehmen, und Friedrich von Holstein, der statt seiner den Thron bestiegen hatte, rächte sich dafür an dem Papst, indem er dem Beispiel Gustav Wasas folgte.

222. Die Magistrate von Bern und Zürich, die keinen besonderen Streit mit dem Papst hatten, führten die Reformation darum so leichter in ihre Kantone ein, weil kurz vorher einige von der Geistlichkeit durch einen mehr als gewöhnlichen groben Betrug ihren ganzen Stand verhaßt und verächtlich gemacht hatten.

223. In dieser kritischen Lage wandte der päpstliche Hof nicht wenig Mühe auf, um sich die Freundschaft der mächtigen Könige von Frankreich und Spanien, von denen der letztere zu gleicher Zeit Kaiser von Deutschland war, zu erhalten.

224. Durch ihre Hilfe sah er sich instand gesetzt, den Fortgang der Reformation in beiden Reichen, wenn auch mit vielen Schwierigkeiten und großem Blutvergießen, doch entweder ganz zu unterdrücken oder wenigstens sehr zu hemmen.

225. Der Papst zeigte sich auch sehr geneigt, dem König von England gefällig zu sein; aber die Umstände erlaubten es ihm nicht, wenn er nicht einen mächtigeren Fürsten, Karl V., König von Spanien und Kaiser von Deutschland, beleidigen wollte.

226. Heinrich VIII. sah sich also, obgleich er für sich selbst die meisten Lehren der Reformation nicht guthieß, doch durch ihr allgemeines Übergewicht instand gesetzt, alle Klöster aufzuheben und das Ansehen der römischen Kirche in seinem Staat zu vernichten.

227. Daß er wenigstens so weit ging, war den Verfechtern der Reformation schon sehr lieb, und als sie sich erst unter seinem Sohn und Nachfolger der Regierung bemächtigt hatten, vollendeten sie auch ohne alle Schwierigkeit das Werk, das Heinrich VIII. begonnen hatte.

228. In einigen Ländern, z.B. in Schottland, wo die Regierung schwach und unpopulär war und auf keinem festen Grund ruhte, war die Reformation stark genug, nicht nur die Kirche, sondern auch den Staat, weil er der Kirche zu Hilfe kam, zu stürzen.

229. Unter den in allen Ländern Europas zerstreuten Anhängern der Reformation gab es kein allgemeines Tribunal, das so wie der römische Hof oder eine allgemeine Kirchenversammlung, alle Streitigkeiten unter ihnen hätte schlichten und mit untrüglicher Autorität die genauen Grenzen der Rechtgläubigkeit für alle bestimmen können.

230. Wenn daher die Anhänger der Reformationen in dem einen Land mit ihren Glaubensbrüdern in einem anderen uneins waren, so konnte der Streit, da es keinen Richter gab, an denn man hätte appellieren können, niemals entschieden werden.

231. Solche Streitigkeiten entstanden aber viele unter ihnen.

232. Vielleicht am wichtigsten für den Frieden und die Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft war derjenige Streit, der das Kirchenregiment und das Recht, die geistlichen Ämter zu vergeben, betraf.

233. Dieser gab daher auch den beiden Hauptparteien oder Hauptsekten unter den Anhängern der Reformation, den Lutheranern und Calvinisten, den beiden einzigen Parteien, die bis jetzt in europäischen Ländern durch Gesetze eingeführt sind, ihre Entstehung.

234. Die Anhänger Luthers sowie die sogenannte englische Kirche behielten mehr oder weniger vom bischöflichen Kirchenregiment bei, errichteten unter ihrer Geistlichkeit eine Rangordnung, gaben dem Landesherrn das Recht, alle Bistümer und andere Konsistorialpfründen in seinem Land zu vergeben und erhoben ihn dadurch zum wahren Haupt der Kirche; denn obgleich sie dem Bischof nicht das Recht entzogen, die kleineren Pfründen seinem Sprengel zu erteilen, so überließen sie doch auch bei diesen letzteren sowohl dem Landesherrn als auch allen anderen Kirchenpatronen das Präsentationsrecht, ja hielten sogar sehr darauf, daß dieses Recht jederzeit ausgeübt wurde.

235. Diese Art des Kirchenregiments war von Anfang an dem Frieden und der Ordnung sowie der Untertänigkeit gegen den Landesherrn sehr günstig.

236. Sie hat niemals zu einem Aufruhr oder zu inneren Unruhen Anlaß gegeben.

237. Besonders hat sich die englische Kirche immer mit vollem Recht sehr der unverbrüchlichen Gesetzlichkeit ihrer Grundsätze gerühmt.

238. Unter einem solchen Kirchenregiment sucht sich die Geistlichkeit natürlich dem Fürsten, dem Hof und dem hohen und niederen Adel des Landes gefällig zu machen, da sie gerade von ihrem Einfluß Beförderung zu hoffen hat.

239. Allerdings macht sie diesen Patronen zuweilen durch die niedrigste Schmeichelei und Kriecherei den Hof, aber oft sucht sie ihnen auch durch alle die Künste zu gefallen, die die Achtung vornehmer und reicher Leute sehr wohl verdienen und gewinnen, nämlich durch Kenntnisse in allen Zweigen nützlicher und zur Zierde gereichender Gelehrsamkeit, durch eine

anständige Freimütigkeit des Betragens, durch muntere Aufgeräumtheit in der Unterhaltung und durch eine offen erklärte Verachtung aller jener törichten und heuchlerischen Selbstpeinigungen, die Schwärmer einschärfen und ausüben, um sich selbst die Verehrung, den Vornehmen und Reichen aber, die der gleichen Selbstpeinigungen offen abwiesen, den Haß des gemeinen Volkes zuzuziehen.

240. Eine solche Geistlichkeit ist aber, indem sich auf diese Weise bei den höheren Ständen beliebt zu machen sucht, sehr der Gefahr ausgesetzt, die Mittel zu vernachlässigen, durch die sie ihren Einfluß und ihr Ansehen bei den niedrigen Ständen behaupten kann.

241. Sie verschafft sich zwar bei denen, die über ihr stehen, Aufmerksamkeit, Achtung und Verehrung; aber bei denen, die unter ihr stehen, ist sie oft unvermögend, ihre klugen und gemäßigten Grundsätze überzeugend genug gegen den ersten besten noch so unwissenden Schwärmer zu verteidigen, dem es einfällt, sie anzugreifen.

242. Die Anhänger Zwinglis oder vielmehr Calvins hingegen gaben den Einwohnern jeder Gemeinde das Recht, so oft eine Pfarrstelle leer wurde, ihren Pastor selbst zu wählen und führten zugleich die vollkommenste Gleichheit unter ihrer Geistlichkeit ein.

243. Die erste Einrichtung scheint, solange sie in Kraft blieb, nichts als Unordnung und Verwirrung hervorgebracht, und ebenso die Sitten der Geistlichkeit wie die der Pfarrkinder verdorben zu haben.

244. Die zweite hat hingegen wohl niemals andere als durchaus angenehme Folgen gehabt.

245. Solange die Pfarrkinder jeder Gemeinde das Recht behielten, sich ihren Pastor zu wählen, handelten sie dabei fast immer unter dem Einfluß der Geistlichkeit, und in der Regel gerade unter dem der streitsüchtigsten und fanatischsten Geistlichen.

246. Von den Geistlichen wurden viele, um sich ihren Einfluß bei den Volkswahlen

zu sichern, selbst Fanatiker oder stellten sich wenigstens so an; sie regten das Volk zum Fanatismus auf und gaben fast immer dem fanatischsten unter den Kandidaten den Vorzug.

247. Eine so geringe Sache, wie die bloße Ernennung eines Pfarrers ist, erregte fast immer einen heftigen Streit, nicht nur in der betreffenden Gemeinde selbst, sondern auch an allen benachbarten, die selten mangelten, daran teilzunehmen.

248. Lag die Gemeinde in einer großen Stadt, so teilten sich alle Einwohner in zwei Parteien, und machte diese Stadt entweder für sich selbst eine kleine Republik aus oder war sie die Hauptstadt in einer kleinen Republik, wie dieses bei mehreren ansehnlichen Städten in der Schweiz und Holland der Fall ist, so drohte jeder solcher kleinliche Streit, außer daß er die Erbitterung aller sonstigen Parteien noch vergrößerte, eine neue Spaltung in der Kirche und eine neue Parteiung im Staat zurückzulassen.

249. In solchen kleineren Republiken fand ist die Obrigkeit daher sehr bald nötig, sich zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe das Präsentationsrecht für alle offenen Pfründen zuzueignen.

250. In Schottland, dem größten der Länder, in dem die Presbyterialverfassung eingeführt worden ist, wurden in der Tat durch die Akte, die zu Anfang der Regierung Wilhelms III. die Presbyterianer errichteten, die Patronatsrechte abgeschafft.

251. Diese Akte stellte es wenigstens gewissen Volksklassen in jeder Gemeinde frei, sich das Recht, ihren Pastor zu wählen, für ein sehr geringes Geld zu kaufen.

252. Die durch diese Akte eingeführte Verfassung bestand vierundzwanzig Jahre, wurde aber durch das zwölfte Statut aus dem zehnten Regierungsjahr der Königin Anna wegen der Verwirrung und Unordnungen, zu denen diese Art von Volkswahl fast überall geführt hatte, wieder abgeschafft.

253. Und doch konnte in einem so ausgedehnten Land wie Schottland ein Aufruhr in einer entfernten Gemeinde nicht so leicht

die Regierung beunruhigen wie in einem kleineren.

254. Die Akte aus dem zehnten Regierungsjahr der Königin Anna stellte die Parlamentsrechte wieder her.

255. Aber obgleich in Schottland nach dem Gesetz derjenige ohne Ausnahme die Kirchenpfründe erhält, den der Patron präsentiert hat, so verlangt doch die Kirche zuweilen, (denn sie ist sich in diesem Punkt nicht immer gleich geblieben) eine gewisse Mitwirkung des Volkes, bevor sie dem Präsentierten die sogenannte Seelsorge oder die geistliche Gerichtsbarkeit in der Gemeinde anvertraut.

256. Sie verschiebt wenigstens bisweilen aus vorgegebener Sorge für die Ruhe der Gemeinde die Einführung desselben solange, bis jene Mitwirkung des Volkes zustande kommt.

257. Die heimlichen Umtriebe mancher benachbarter Geistlicher, um diese Mitwirkung mitunter zu befördern, weit häufiger aber, um sie zu verhindern, und die Künste der Verführung, die sie bei solchen Gelegenheiten anwenden, um die Leute desto besser zu bearbeiten, sind vielleicht hauptsächlich die Ursachen, die bei der schottischen Geistlichkeit und dem schottischen Volk die Überreste von dem alten fanatischen Geist erhalten.

258. Die Gleichheit, die die presbyterianische Kirchenform unter der Geistlichkeit einführt, besteht erstens in der Gleichheit ihres Ansehens oder ihrer geistlichen Gerichtsbarkeit, und zweitens in der Gleichheit der Pfründe.

259. Die Gleichheit des Ansehens ist in allen presbyterianischen Kirchen vollständig vorhanden, die der Pfründe aber ist es nicht.

260. Doch ist der Unterschied zwischen den Pfründen selten so bedeutend, daß er den Besitzer einer geringeren in Versuchung führte, bei dem Patron die niedrigen Künste der Schmeichelei und Kriecherei anzuwenden, um eine bessere Pfründe zu bekommen.

261. In allen presbyterianischen Kirchen, in denen die Patronatsrechte vollkommen in Kraft sind, sucht sich die Geistlichkeit im allgemeinen die Gunst ihrer Oberen durch edlere und bessere Mittel zu verschaffen, nämlich durch Gelehrsamkeit, durch untadelige Sittlichkeit und durch eine treue und fleißige Erfüllung ihrer Pflichten.

262. Die Kirchenpatrone klagen sogar oft über ihren unabhängigen Geist, den sie geneigt sind als Undank für empfangene Wohltaten auszulegen, der aber im schlimmsten Fall nichts anderes ist als die Gleichgültigkeit, die ganz natürlich aus dem Bewußtsein entsteht, daß keine ähnlichen Wohltaten in Zukunft noch zu erwarten seien.

263. Vielleicht findet sich kaum in irgendeinem europäischen Land eine gelehrtere, sittlichere, unabhängigere und achtenswertere Klasse von Menschen als die meisten presbyterianischen Geistlichen Hollands, Genfs, Schottlands und der Schweiz sind.

264. Wo die kirchlichen Pfründen alle ziemlich gleich sind, kann keine sehr groß sein und diese Mittelmäßigkeit der Pfründen hat, obgleich sie allerdings auch zu weit getrieben sein kann, doch ihre sehr angenehmen Folgen.

265. Nichts als eine exemplarische Sittlichkeit kann einem Mann von geringem Vermögen Würde verschaffen.

266. Die Laster des Leichtsinns und der Eitelkeit machen ihn immer lächerlich und sind überdies für ihn beinahe ebenso verderblich wie für den gemeinen Mann.

267. Er muß also seinerseits nach eben den Grundsätzen der Sittlichkeit leben, die der gemeine Mann am meisten in Ehre hält.

268. Die Achtung und Liebe des letzteren gewinnt er gerade durch denjenigen Lebenswandel, den er um seines eigenen Interesses und seiner Lage willen führen muß.

269. Die gemeinen Leute sehen auf ihn mit jener Art des Wohlwollens, mit der wir eine Person zu betrachten pflegen, die sich unserem eigenen Stand nähert, und von der

wir doch glauben, daß sie einem höheren angehört.

270. Ihr Wohlwollen aber ruft auch natürlich das seinige hervor.

271. Er gibt sich Mühe, sie zu unterweisen, und tut alles Mögliche, um ihnen beizustehen und zu helfen.

272. Selbst die Vorurteile der Leute, die gegen ihn so günstig gesinnt sind, verachtet er nicht und behandelt sie niemals mit dem geringschätzigen und anmaßenden Stolz, dem man so oft bei den hochmütigen Würdenträgern reicher und wohldotierter Kirchen begegnet.

273. Darum hat auch die presbyterianische Geistlichkeit mehr Einfluß auf den Geist des gemeinen Volkes, als ihn die Geistlichkeit irgendeiner anderen herrschenden Kirche haben kann.

274. Und deshalb findet man auch nur in presbyterianischen Ländern, daß das gemeine Volk fast ohne Ausnahme und durchaus ohne Zwang und Verfolgung zur herrschenden Kirche bekehrt ist.

275. In Ländern, in denen die meisten kirchlichen Pfründen sehr mäßig sind, gibt ein Lehrstuhl auf einer Universität gewöhnlich eine bessere Versorgung als eine kirchliche Pfründe.

276. In diesem Fall haben die Universitäten die freieste Auswahl aus allen Theologen des Landes, die in allen Ländern bei weitem die zahlreichste Klasse der Gelehrten ausmachen.

277. Wo dagegen die Kirchenpfründen zum großen Teil sehr ansehnlich sind, da zieht die Kirche natürlich die meisten ausgezeichneten Gelehrten von den Universitäten an sich; denn ein solcher Gelehrter findet leicht einen Patron, der dadurch Ehre einlegen will, daß er jenem eine bedeutende kirchliche Stellung verschafft.

278. In der ersteren Lage der Dinge ist zu erwarten, daß wir die Universitäten mit den ausgezeichnetsten Gelehrten des Landes besetzt sehen; in der letzteren hingegen werden wir nur wenige ausgezeichnete Männer auf den Universitäten finden, und auch diese wenigen nur unter den jüngeren

Mitgliedern, die ihr wahrscheinlich eher wieder entzogen werden, als bis sie Erfahrung und Kenntnisse genug gesammelt haben, um ihr wirklich nützlich sein zu können.

279. Voltaire macht die Bemerkung, daß der Pater Porree, ein Jesuit, der sich in der Gelehrtenrepublik gar nicht hervorgetan hatte, unter allen Professoren, die Frankreichs jemals besaß, der einzige sei, dessen Werke sich lesen ließen.

280. In einem Land aber, das so viele ausgezeichnete Gelehrte hervorgebracht hat, muß es in der Tat auffallen, daß kaum einer von ihnen ein Professor an der Universität gewesen ist.

281. Der berühmte Gassendi war anfänglich Professor an der Universität in Aix.

282. Sobald sein Genie aber aufleuchtete, wurde ihm nahe gelegt, daß er, wenn er sich der Kirche widmete, weit eher Ruhe und ein angenehmes Auskommen sowie überhaupt bessere Gelegenheit zur Fortsetzung seiner Studien finden würde; und er folgte diesem Rat augenblicklich.

283. Die Bemerkung Voltaires läßt sich, wie ich glaube, nicht bloß auf Frankreich, sondern auch auf alle anderen römisch-katholischen Länder anwenden.

284. Man wird selten in einem von ihnen einen ausgezeichneten Gelehrten als Universitätsprofessor finden, wenn man allenfalls die Professuren des Rechts und der Medizin ausnimmt, da die Kirche aus diesen Fächern nicht so leicht Gelehrte an sich ziehen kann.

285. Nächst der römischen Kirche ist die englische die reichste und bestdotierte Kirche der Christenheit.

286. In England zieht daher auch die Kirche fortwährend von den Universitäten die besten und geschicktesten Mitglieder weg, und ein alter sogenannter Tutor der Kollegien, der in Europa als ein ausgezeichnete Gelehrter bekannt und berühmt wäre, ist eine fast ebenso seltene Erscheinung, wie es Professoren dieser Art in katholischen Ländern sind.

287. In Genf hingegen, in den protestantischen Kantonen der Schweiz, in den protestantischen Ländern Deutschlands, in Holland, Schottland, in Schweden und in Dänemark sind die ausgezeichnetsten Gelehrten, die diese Länder aufzuweisen haben, zwar nicht alle, aber doch bei weitem die meisten Universitätsprofessoren gewesen.

288. In diesen Ländern ziehen aber auch die Universitäten von der Kirche fast alle ausgezeichneten Gelehrten weg.

289. Es darf auch wohl bemerkt werden, daß, wenn man die Dichter und einige wenige Redner und Geschichtsschreiber ausnimmt, die meisten übrigen ausgezeichneten Gelehrten sowohl in Griechenland als in Rom öffentliche oder Privatlehrer, und zwar gewöhnlich in der Philosophie oder in der Rhetorik, gewesen sind.

290. Diese Bemerkung wird man bestätigt finden von den Tagen des Lysias und Isokrates, des Plato und Aristoteles an bis herunter auf die Zeit des Plutarch und Epiktet, des Sueton und Quintilian.

291. Einem Mann es zur unumgänglichen Notwendigkeit machen, jahraus jahrein eine bestimmte Wissenschaft zu lehren, scheint in der Tat das wirksamste Mittel zu sein, um ihn völlig zum Meister darin zu machen.

292. Da er alle Jahre dasselbe Land durchreisen muß, so wird er, wenn er überhaupt zu etwas taugt, notwendig nach einigen Jahren mit jeder Gegend desselben bekannt sein, und wenn er sich über einen gewissen Punkt in dem einen Jahr eine zu voreilige Meinung gebildet haben sollte, so wird er sie wahrscheinlich, sobald er im Laufe seiner Vorträge im nächsten Jahr auf dasselbe Kapitel kommt, berichtigen.

293. Wie es gewiß die natürlichste Beschäftigung eines großen Gelehrten ist, Lehrer einer Wissenschaft zu sein, so ist es wohl auch das beste Mittel zu seiner Ausbildung und zur Erlangung solider Kenntnisse.

294. Die Mittelmäßigkeit der kirchlichen Pfründen dient also dazu, die meisten Ge-

lehrten in diejenigen Beschäftigungen hineinanzuziehen, durch die sie dem Publikum am nützlichsten sein und sich selbst zugleich die möglichst beste Ausbildung verschaffen können.

295. Sie diene zu, daß die Gelehrsamkeit möglichst gründlich und möglichst gemeinnützig werde.

296. Das Einkommen einer herrschenden Kirche ist, wenn man die Einkünfte von eigenen Ländereien ausnimmt, ein Zweig der allgemeinen Staatseinkünfte, der, was man nicht außer Acht lassen darf, auf diese Weise zu einem Zweck verwendet wird, der von der Verteidigung des Staates ganz verschieden ist.

297. Der Zehnte zum Beispiel ist eine wahre Grundsteuer, die es den Landbesitzern unmöglich macht, zu der Beschützung des Staates so viel beizutragen, wie sie sonst hätten beitragen können.

298. Und doch ist die Grundrente nach einigen der einzige, nach anderen der vornehmste Fonds, aus dem in allen großen Monarchien die Staatsbedürfnisse zuletzt befriedigt werden müssen.

299. Je mehr von diesem Fonds an die Kirche gegeben wird, desto weniger kann offenbar für den Staat übrig bleiben.

300. Es kann also als ein sicherer Grundsatz angenommen werden, daß - alles Übrige gleichgesetzt -, je reicher die Kirche, desto ärmer einerseits der Landesherr oder andererseits das Volk sein muß, und daß in allen Fällen der Staat weniger fähig ist, sich zu verteidigen.

301. In manchen protestantischen Ländern, namentlich in allen protestantischen Kantonen der Schweiz, fand sich, daß die Einkünfte, die früher der katholischen Kirche gehört hatten, die Zehnten und Ländereien, nicht nur hinreichend waren, der Geistlichkeit eine anständige Besoldung zu geben, sondern auch mit geringerem Zuschuß alle anderen Staatsausgaben zu bestreiten.

302. Die Obrigkeit des mächtigen Kantons Bern insbesondere hat aus den Ersparnissen von diesem Fonds eine sehr große

Summe, die man auf mehrere Millionen Pfund schätzte, gesammelt und davon einen Teil in dem Staatsschatz verwahrt, einen anderen aber auf Zinsen in den sogenannten öffentlichen Fonds verschuldeter Staaten, namentlich in denen Frankreichs und Großbritannien, angelegt.

303. Wie hoch sich die Gesamtausgaben belaufen, die Bern oder ein anderer protestantischer Kanton für die Kirche zu machen hat, getraue ich mir nicht zu bestimmen.

304. Aus einer genauen Berechnung geht hervor, daß im Jahr 1755 das gesamte Einkommen der Geistlichkeit der schottischen Kirche mit Einschluß ihres Kirchengrundes und ihrer Kirchenländereien und des Mietzinses von ihren Pfarr- und Wohnhäusern nach einer mäßigen Schätzung nicht mehr als £ 68.500,- betrug.

305. Dieses sehr mäßige Einkommen verschafft neunhundertvierundvierzig Pfarrern einen anständigen Unterhalt.

306. Der gesamte Aufwand für die Kirche mit Einschluß dessen, was gelegentlich für den Bau und die Ausbesserung der Kirchen und Pfarrhäuser ausgegeben wird, kann nicht wohl auf mehr als achtzig- oder fünfundachtzigtausend Pfund gerechnet werden.

307. Und doch hält die reichste Kirche der Christenheit nicht besser die Einigkeit des Glaubens, die Inbrunst der Andacht, den Geist der Regelmäßigkeit, der Ordnung und der strengen Sittlichkeit unter der Masse des Volkes aufrecht, wie die so ärmlich dotierte Kirche Schottlands.

308. Alle guten Wirkungen im bürgerlichen wie im religiösen Leben, die sich von einer herrschenden Kirche erwarten lassen, werden von der schottischen so vollständig wie von irgendeiner hervorgebracht.

309. Der größte Teil der protestantischen Kirchen der Schweiz, die im allgemeinen nicht besser dotiert sind als die schottische Kirche, bringt diese Wirkungen noch in einem höheren Grad hervor.

310. In den meisten protestantischen Kantonen findet man keinen einzigen Men-

schen, der sich nicht zur herrschenden Kirche bekennt.

311. Freilich würde ihn das Gesetz, wenn er sich zu einer anderen bekennte, aus dem Kanton ausweisen.

312. Allein ein so strenges oder vielmehr so intolerantes Gesetz hätte in so freien Ländern niemals zur Ausführung kommen können, wenn nicht zuvor die Geistlichkeit mit allem Fleiß die ganze Masse des Volkes bis vielleicht auf einige wenige Individuen zur herrschenden Kirche bekehrt gehabt hätte.

313. Daher werden auch in einigen Teilen der Schweiz, wo wegen der zufälligen Verbindung protestantischen und katholischen Landes die Bekehrung nicht so vollständig gewesen ist, beide Religionen nicht nur geduldet, sondern als gesetzlich bestehend behandelt.

314. Die gehörige Leistung jeglichen Dienstes scheint darauf zu beruhen, daß sich die Bezahlung oder Belohnung desselben möglichst genau nach der Beschaffenheit des Dienstes richte.

315. Wird irgendein Dienst viel zu schlecht bezahlt, so wird er gewiß durch die niedrige Gesinnung und die Unfähigkeit derer, die damit betraut sind, leiden.

316. Würde er viel zu hoch bezahlt, so leidet er vielleicht noch mehr durch ihre Nachlässigkeit und Faulheit.

317. Ein Mensch, der große Einkünfte hat, sein Beruf mag sein, welche er wolle, denkt, er müsse wie andere Leute, die große Einkünfte haben, leben und einen großen Teil seiner Zeit in Lustbarkeiten, in eiteln Vergnügungen und Zerstreuungen zubringen.

318. Einem Geistlichen aber raubt eine solche Lebensweise nicht nur die Zeit, die er mit der Erfüllung seiner Amtspflichten ausfüllen sollte, sondern zerstört auch in den Augen des gemeinen Mannes alle Heiligkeit des Charakters, die es dem Geistlichen doch allein möglich macht, jene Pflichten mit dem rechten Gewicht und Ansehen zu erfüllen.

§ 10 Land¹¹

1. Als die germanischen und skythischen Völkerschaften die westlichen Provinzen des römischen Reiches überfluteten, dauerten die Verwirrungen, die auf eine so große Umwälzung des Bestehenden folgten, mehrere Jahrhunderte hindurch fort.
2. Die Räubereien und Gewalttätigkeiten, die die Barbaren gegen die alten Einwohner ausübten, unterbrachen den Verkehr zwischen den Städten und dem offenen Land.
3. Die Städte verödeten, und das Land blieb unbebaut liegen, die westlichen Provinzen Europas, die sich unter der Römerherrschaft eines so hohen Grades von Wohlstand erfreut hatten, sanken in die tiefste Armut und Barbarei hinab.
4. Während der Dauer der Unordnung erwarben oder rissen die Häupter und Hauptanführer jener Völkerschaften den größten Teil der Ländereien an sich.
5. Ein großer Teil von ihnen blieb unbebaut; aber keiner blieb, er mochte bebaut oder unbebaut sein, ohne einen Eigentümer.
6. Alles wurde in Beschlag genommen; den größten Teil aber nahm eine kleine Zahl großer Eigentümer für sich.
7. Die ursprüngliche Beschlagnahme unbebauter Ländereien hätte, wenn sie auch ein großes Übel war, doch nur ein vorübergehendes sein können.
8. Sie hätten bald wieder durch Vererbung oder Veräußerung geteilt und in kleine Stücke zerschlagen werden können.
9. Aber das Gesetz der Erstgeburt ließ die Teilung durch Erbfolge nicht zu, und die Einführung der Fideikomnisse¹² ver-

hinderte es, daß sie durch Veräußerung in kleine Stücke zerschlagen wurde.

10. Wenn Liegenschaften so wie bewegliche Güter nur als Quellen des Unterhalts und Genusses betrachtet werden, so teilt das natürliche Gesetz der Erbfolge jene wie diese unter alle Kinder einer Familie: denn es läßt sich annehmen, daß ihrer aller Unterhalt und Genuß dem gemeinsamen Vater gleich teuer sei.

11. Dieses natürliche Erbfolgegesetz war daher auch bei den Römern in Geltung, die in der Vererbung von Liegenschaften ebensowenig einen Unterschied zwischen älteren und jüngeren, männlichen und weiblichen Kindern machten wie wir bei der Verteilung von beweglichen Gütern.

12. Als man aber Ländereien nicht mehr bloß als Unterhaltsquellen, sondern als Mittel zur Macht und Schirmherrlichkeit ansah, da hielt man es für besser, daß sie ungeteilt auf einen einzigen übergingen.

13. In diesen verworrenen Zeiten war jeder große Grundeigentümer ein kleiner Fürst.

14. Seine Grundeigenen waren seine Untertanen.

15. Er war ihr Richter und gewissermaßen ihr Gesetzgeber im Frieden und ihr Anführer im Krieg.

16. Er führte nach seinem eigenen Gefallen Krieg, oft gegen seine Nachbarn, manchmal auch gegen seinen Fürsten.

17. Daher hing die Sicherheit eines Landeigentums, der Schutz, den der Eigner desselben denen gewähren konnte, die auf seinem Grund und Boden wohnten, von der Größe dieses Eigentums ab.

18. Es teilen hieß es zugrunde richten und jeden einzelnen desselben der Gefahr aussetzen, durch die Einfälle der Nachbarn unterdrückt und verschlungen zu werden.

19. Deshalb griff das Gesetz der Erstgeburt zwar nicht unmittelbar, aber doch im Laufe der Zeit bei der Erbfolge in Ländereien aus demselben Grund um sich, wie es sich bei der Vererbung des Thrones in Monarchien, wenn auch nicht immer gleich

¹¹ Drittes Buch, zweites Kapitel

¹²(von lat. fidei commissum, der Treue Anvertrautes) In der deutschen Rechtsprechung bezeichnete der Fideikommiß unveräußerliches Vermögen, besonders das sogenannte Stammgut, das nach der Verfügung des Stifters sich immer in der Familie forterben soll und nicht verkauft werden darf.

bei ihrem Entstehen, so doch später geltend machte.

20. Damit die Macht und folglich die Sicherheit der Monarchie nicht durch die Teilung geschwächt werde, muß sie ganz auf eines der Kinder übergehen.

21. Welchen unter ihnen ein so wichtiger Vorzug gegeben werden soll, das muß durch eine allgemeine Regel, die sich nicht auf die zweifelhaften Unterschiede des persönlichen Verdienstes, sondern auf ein klares, augenfälliges und unbestreitbares Merkmal gründet, bestimmt werden.

22. Unter den Kindern einer und derselben Familie gibt es aber keinen anderen unbestreitbaren Unterschied als den des Geschlechts und des Alters.

23. Das männliche Geschlecht wird allgemein dem weiblichen vorgezogen, und wenn alles Übrige gleich ist, so erhält das älteste Kind überall vor dem jüngeren den Vorrang.

24. Dies ist der Ursprung des Erstgeburtsrechtes und dessen, was man Erbfolge in gerader Linie nennt.

25. Gesetze bleiben oft noch lange Zeit in Kraft, nachdem die Umstände, durch die sie hervorgerufen wurden und allein gerechtfertigt werden konnten, nicht mehr vorhanden sind.

26. Im gegenwärtigen Zustand Europas ist der Eigentümer eines einzigen Morgen Landes ganz ebenso sicher in seinem Besitz wie der Besitzer von hunderttausend Morgen.

27. Dennoch wird das Erstgeburtsrecht noch immer respektiert, und wird sich wahrscheinlich noch manches Jahrhundert erhalten, da unter allen Einrichtungen keine so geschickt ist, den Stolz auf Familienvorzüge zu nähren wie diese.

28. In jeder anderen Hinsicht aber kann nichts dem wahren Interesse einer zahlreichen Gesellschaft mehr zuwiderlaufen als ein Recht, das, um eines der Kinder zu bereichern, alle übrigen zu Bettlern macht.

29. Fideikommisse sind die natürliche Folge des Erstgeburtsgesetzes.

30. Sie wurden eingeführt, um eine gewisse Erbfolge in gerader Linie zu erhalten, zu der das Erstgeburtsgesetz die erste Idee gab, und um zu verhindern, daß ein Teil des ursprünglichen Landeigentums durch Schenkung, Vermächtnis oder Verkauf, die entweder aus der Torheit oder aus dem Unglück eines der nachfolgenden Eigentümer entsprängen, von der vorgeschriebenen Stammlinie wegkäme.

31. Den Römern waren sie gänzlich unbekannt; weder ihre Substitutionen noch ihre Fideikommisse haben eine Ähnlichkeit mit dem Fideikommissen der neueren Zeit, obgleich einige französische Rechtslehrer es für angemessen hielten, der neueren Einrichtung die Sprache und das Gewand der alten anzupassen.

32. Als große Landgüter eine Art von Fürstentümern waren, mochten die Fideikommisse nichts Unvernünftiges sein.

33. Gleich dem, was man die Grundgesetze in Monarchien nennt, konnten sie oft die Sicherheit von Tausenden gegen den Eigensinn oder die Ausschweifung eines einzelnen Menschen gewährleisten.

34. Aber in dem gegenwärtigen Zustand Europas, wo kleine wie große Besitzungen ihre Sicherheit in den Gesetzen des Staates finden, kann es nichts Ungereimteres geben als Fideikommisse.

35. Sie sind auf die abgeschmackteste aller Voraussetzungen gegründet, auf die Voraussetzung, daß nicht jedes folgende Geschlecht der Menschen ein gleiches Recht auf die Erde und alles, was sie trägt, habe, wie die Vorfahren, und daß das Eigentum der Lebenden nach den Einfällen derer beschränkt und geordnet sein soll, die vielleicht vor fünfhundert Jahren gestorben sind.

36. Dessen ungeachtet werden Fideikommisse noch in dem größeren Teil Europas, zumal in solchen Ländern respektiert, in denen adelige Geburt ein notwendiges Erfordernis zu bürgerlichen und militärischen Ehrenstellen ist.

37. Man hat die Fideikommisse für nötig erachtet, um jenes ausschließliche Vor-

recht des Adels, das ihm die hohen Ämter und Würden des Staates zuerteilt, aufrechtzuerhalten.

38. Und da nun einmal dieser Stand sich einen ungerechten Vorteil vor seinen Mitbürgern angeeignet hat, so fand man es billig, daß er, damit ihn seine Armut nicht lächerlich machte, auch noch einen zweiten erhielte.

39. Das gemeine Gesetz in England ist freilich, wie man behauptet, dem ewigen Eigentum entgegen, und es ist dieses hier mehr eingeschränkt als in jeder anderen europäischen Monarchie, obgleich auch England nicht ganz ohne dasselbe ist.

40. In Schottland ist noch jetzt mehr als ein Fünftel, vielleicht mehr als ein Drittel von allem Landeigentum unter engem fideikommissarischen Zwang.

41. Auf diese Weise wurden nicht nur große Strecken unangebauten Landes von einzelnen Familien in Beschlag genommen, sondern auch die Möglichkeit, daß sie wieder geteilt würden, so viel wie möglich auf alle Zeit abgeschnitten.

42. Nun ist der Fall aber selten, daß ein großer Eigentümer zugleich ein großer Landverbesserer ist.

43. In jenen wirren Zeiten, die solche barbarischen Einrichtungen entstehen ließen, war der große Eigentümer ganz damit beschäftigt, sein Gebiet zu verteidigen oder seine Gerichtsbarkeit und sein Ansehen über das Gebiet seiner Nachbarn auszudehnen.

44. Er hatte keine Muße, auf Anbau und Verbesserung des Landes zu denken.

45. Als die Feststellung der Gesetze und Ordnung ihm diese Muße gewährte, fehlte es ihm oft an Neigung zur Landwirtschaft und fast immer an der nötigen Geschicklichkeit.

46. War der Aufwand für sein Haus und seine Person seinem Einkommen gleich, oder überstieg er es gar, was nicht selten der Fall war, so hatte er keinen Kapitalwert, den er auf den Anbau hätte verwenden können.

47. War er ein guter Wirt, so fand er es in der Regel vorteilhafter, seine jährlichen Ersparnisse auf neue Ankäufe als auf die Verbesserung seiner alten Güter zu verwenden.

48. Um Ländereien mit Vorteil zu verbessern, ist, wie bei allen anderen Handelsprojekten, eine genaue Aufmerksamkeit auf kleine Ersparnisse und kleine Bedürfnisse nötig, und diese ist einem Mann, der zu großem Reichtum geboren ist, selbst dann nur selten eigen, wenn er von Natur einen Hang zur Sparsamkeit hat.

49. Die Lage eines solchen Mannes macht ihn ganz natürlich mehr zur Ausschmückung, die seinen Geschmack befriedigt, als zu einem Gewinn geneigt, den er so wenig nötig hat.

50. Die Eleganz aller Kleidung, seiner Equipage, seiner Wohnung und seines Hausgerätes, das sind die Gegenstände, auf die er von frühester Kindheit an eine ängstliche Sorgfalt zu verwenden gewöhnt ist.

51. Die Denkungsart, die sich aus dieser Gewohnheit ganz natürlich bildet, verläßt ihn auch nicht, wenn er zur Verbesserung seiner Ländereien schreitet.

52. Er verschönert vielleicht vier- oder fünfhundert Morgen in der Nähe seiner Wohnung mit zehnmal so viel Kosten, als das Land nach aller dieser Verbesserung wert ist, und findet, daß er, wenn er sein ganzes Gut auf dieselbe Weise verbessern wollte (und er hat für andere Verbesserungen wenig Geschmack), bankrott werden müßte, ehe er den zehnten Teil davon vollendet hätte.

53. Es gibt noch in beiden Teilen des vereinigten Königreichs große Landgüter, die seit den Zeiten der Feudalanarchie ununterbrochen in den Händen ein und derselben Familie geblieben sind.

54. Man vergleiche nun den gegenwärtigen Zustand solcher Güter mit den Besitzungen der kleinen Eigentümer in ihrer Nähe, und man wird keinen anderen Beweis brauchen, um sich zu überzeugen, wie unvorteilhaft ein so ausgedehntes Landeigentum für eine gute Landwirtschaft ist.

55. Wenn schon von solchen großen Eigentümern wenig Landverbesserung zu erwarten ist, so kann man noch weniger von denen hoffen, die das Land unter dieser Gutsherrschaft innehaben.

56. In dem ehemaligen Zustand Europas waren die Insassen sämtlich dem Belieben des Gutsherrn preisgegebene Grundeigene.

57. Sie waren fast alle Sklaven; aber ihre Sklaverei war von milderer Art als die unter den alten Griechen und Römern oder selbst als die in unseren westindischen Kolonien.

58. Sie galten dafür, daß sie eigentlich mehr dem Gut als dem Gutsherrn angehörten und konnten daher auch wohl mit dem Gut, aber nicht ohne dasselbe verkauft werden.

59. Sie konnten heiraten, wenn sie nur die Einwilligung ihres Herrn nachgesucht hatten, und dieser konnte die Ehe später nicht dadurch trennen, daß er Mann und Frau an verschiedene Personen verkaufte.

60. Wenn er einen verstümmelte oder tötete, so mußte er eine Strafe, wenn auch gewöhnlich nur eine kleine, erleiden.

61. Eigentum konnten sie jedoch nicht erwerben.

62. Was sie erwarben, war dem Herrn erworben, und dieser konnte es ihnen nach Gefallen wegnehmen.

63. Jeder Anbau und jede Verbesserung, die mittels solcher Sklaven hergestellt wurde, war eigentlich das Werk des Herrn selbst.

64. Es auf seine Kosten geschehen: Same, Vieh und Ackerwerkzeuge - alles war sein; er hatte allein den Gewinn davon.

65. Solche Sklaven konnten nichts als ihren täglichen Unterhalt erwerben.

66. Es war also eigentlich der Eigentümer selbst, der in diesem Fall sein eigenes Land innehatte und durch seine Leibeigenen kultivierte.

67. Gegenwärtig besteht diese Art der Sklaverei noch in Rußland, Polen, Ungarn, Böhmen, Mähren und anderen Teilen Deutschlands.

68. Nur in den westlichen und südwestlichen Ländern Europas ist sie nach und nach ganz abgeschafft worden.

69. Wenn aber große Verbesserungen überhaupt selten von großen Eigentümern zu erwarten sind, so sind sie am wenigsten dann zu hoffen, wenn Sklaven als Arbeiter gebraucht werden.

70. Die Erfahrung aller Länder und Zeiten beweist, wie ich glaube, daß die von Sklaven verrichtete Arbeit, obgleich sie nur ihren Unterhalt zu kosten scheint, am Ende doch die teuerste von allen ist.

71. Ein Mensch, der kein Eigentum erwerben kann, kann auch kein anderes Interesse haben als so viel wie möglich zu essen und so wenig wie möglich zu arbeiten.

72. Alles, was er noch mehr arbeitet, als zu seinem Unterhalt hinreichend ist, läßt sich von ihm nur mit Gewalt erpressen und nicht von seinem eigenen Interesse erhalten.

73. Wie sehr der Getreidebau im alten Italien verfiel, wie unvorteilhaft er für den Gutsherrn wurde, als sein Betrieb den Sklaven anheimfiel, davon haben die beiden Plinius und Columella Zeugnis abgelegt.

74. Nicht viel besser war es zur Zeit des Aristoteles im alten Griechenland.

75. Da, wo er von der idealen Republik Platos spricht, sagt Aristoteles, daß, um fünftausend müßige Menschen (dies war die Zahl von Kriegern, die zur Verteidigung jener Republik nötig schien) samt ihren Weibern und Knechten zu unterhalten, ein Gebiet von einer grenzenlosen Ausdehnung und Fruchtbarkeit gleich den Ebenen von Babylon nötig wäre.

76. Der Stolz des Menschen macht ihn herrschsüchtig, und nichts kränkt ihn mehr, als wenn er sich herablassen muß, Leute, die unter ihm stehen, um ihre Einwilligung zu bitten.

77. Daher zieht er fast immer, wenn die Gesetze es gestatten und die Natur der Arbeit es verträgt, den Dienst von Sklaven dem Dienst freier Männer vor.

78. Die Zucker- und Tabakpflanzung erträgt die Kosten der Sklavenkultur; der Getreideanbau hingegen, scheint es, erträgt sie gegenwärtig nicht.

79. In den englischen Kolonien, deren hauptsächlichstes Erzeugnis Getreide ist, wird die meiste Arbeit durch freie Leute besorgt.

80. Der Beschluß der Quäker in Pennsylvania, alle ihre Sklaven in Freiheit zu setzen, mag uns überzeugen, daß ihre Zahl nicht sehr groß gewesen sein kann.

81. Hätten sie einen beträchtlichen Teil ihres Eigentums ausgemacht, so konnte ein solcher Beschluß niemals durchgehen.

82. Hingegen wird in unseren Zuckerkolonien alle Arbeit und in unseren Tabakkolonien ein großer Teil derselben von Sklaven verrichtet.

83. Die Gewinne einer Zuckerpflanzung in einer unserer westindischen Kolonien sind gewöhnlich weit größer als die jedes anderen Anbaus in Europa oder Amerika; und die Gewinne einer Tabakpflanzung sind wieder, wenn sie auch hinter denen des Zuckers zurückbleiben, doch, wie schon bemerkt worden, höher als die des Getreidebaues.

84. Beide können die Kosten einer durch Sklaven getriebenen Kultur tragen, nur daß der Zucker es noch besser kann als der Tabak.

85. Daher ist auch die Zahl der Schwarzen gegen die der Weißen in unseren Zuckerkolonien weit größer als in unseren Tabakkolonien.

86. Auf die Sklavenbauern der alten Zeiten folgte allmählich eine Art von Pächtern, die gegenwärtig in Frankreich unter dem Namen der Métayers bekannt sind.

87. Sie heißen im Lateinischen coloni partiarum.

88. In England ist es schon so lange her, daß sie außer Gebrauch sind, daß ich jetzt keinen englischen Namen für sie weiß.

89. Der Eigentümer versorgte sie mit dem Samen, dem Vieh und den Ackerwerkzeugen, kurz mit allem, was zum Anbau des Pachtgutes nötig war.

90. Das Produkt wurde gleichmäßig zwischen dem Eigentümer und dem Pächter geteilt, nachdem zuvor so viel davon zurückgelegt worden war, wie zur Erhaltung des Kapitalsfonds, der, sobald der Pächter das Gut verließ oder herausgesetzt wurde, an den Eigentümer zurückfiel, nötig zu sein schien.

91. Ländereien, die von solchen Pächtern übernommen sind, werden eigentlich ebenso wohl auf Kosten der Eigentümer selbst angebaut wie diejenigen, die von Sklaven bearbeitet werden.

92. Es ist jedoch ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen beiden.

93. Jene Pächter können, da sie freie Leute sind, Eigentum erwerben und haben, da sie einen bestimmten Teil des Bodenproduktes erhalten, offenbar ein Interesse daran, daß das ganze Produkt so groß wie möglich werde, damit auch ihr Anteil möglichst groß ausfalle.

94. Ein Sklave hingegen, der über seinen Unterhalt hinaus nichts erwerben kann, denkt nur an seine Bequemlichkeit und bringt außer seinem Unterhalt möglichst wenig hervor.

95. Teils dieser Vorteil und teils die Eingriffe in die Autorität der großen Herren, zu denen die Leibeigenen von den allerzeit auf jene eifersüchtigen Landesherren ermuntert wurden, und die zuletzt so stark geworden zu sein scheinen, daß sie jene Art der Dienstbarkeit geradezu schädlich machten, waren wahrscheinlich der Grund, warum in den meisten Ländern Europas der Grundbesitz Leibeigener aufhörte.

96. Doch ist Zeit und Art, in der eine so wichtige Revolution zustande kam, eine der dunkelsten Punkte in der neueren Geschichte.

97. Die römische Kirche schreibt sich einen großen Teil dieses Verdienstes zu, und es ist richtig, daß schon im 12. Jahrhundert Alexander III. eine Bulle zur allgemeinen Sklavenfreilassung ausgehen ließ; sie scheint jedoch mehr eine fromme Ermahnung als ein Gesetz, dem die Gläubigen

unbedingten Gehorsam schuldig waren, gewesen zu sein.

98. Die Sklaverei dauerte fast ganz allgemein noch einige Jahrhunderte fort, bis sie nach und nach durch die vereinte Wirkung der eben erwähnten beiden Interessen, - einerseits des Grundeigentümers und andererseits des Landesherren - abgeschafft wurde.

99. Ein freigelassene Leibeigener, dem zu gleicher Zeit gestattet wurde, im Besitz des Landes zu bleiben, konnte, da er kein eigenes Kapital hatte, das Land nur mittels dessen bewirtschaften, was ihm der Grundeigentümer vorschob, und mußte somit dasjenige sein, was die Franzosen Métayer nennen.

100. Jedoch auch diese letztere Klasse von Anbauern konnte kein Interesse haben, einen Teil des kleinen Kapitalvorrates, den sie von ihrem eigenen Anteil am Produkt etwa erspart hatte, zu weiterer Bodenverbesserung zu verwenden, da der Grundherr von allem, was damit hervorgebracht worden wäre, die Hälfte genommen haben würde, ohne selbst etwas beigetragen zu haben.

101. Schon der Zehnte, der doch nur der zehnte Teil vom ganzen Produkt ist, erweist sich als ein großes Hindernis aller Landesverbesserung.

102. Wieviel mehr mußte also eine Abgabe, die die Hälfte betrug, hemmend wirken.

103. Es kann wohl das Interesse eines Métayers sein, aus dem Boden so viel zu ziehen, wie mittels des vom Eigentümer hergegebenen Kapitals herausgebracht werden kann; aber es kann niemals sein Interesse sein, einen Teil von seinem eigenen Kapital hineinzustecken.

104. In Frankreich, wo, wie man sagt, fünf Sechstel des ganzen Königreiches von dieser Art von Anbauern eingenommen sind, klagen die Landeigentümer darüber, daß die Métayers jede Gelegenheit ergreifen, das Vieh ihrer Herren lieber zum Fuhrwerk als zum Ackerbau zu gebrauchen, weil sie in dem einen Fall den ganzen

Gewinn für sich ziehen, in dem anderen ihn mit dem Grundeigentümer teilen müssen.

105. Diese Art von Grundeigenen besteht noch in einigen Teilen Schottlands; sie heißen dort steel-bow-tenants.

106. Jene alten englischen Pächter, die, wie der Oberrichter Gilbert und Dr. Blackstone sagen, eher Vögte des Gutsherren als seine eigentlichen Pächter waren, gehörten wahrscheinlich zu der gleichen Klasse.

107. Auf diese Métayers folgten, freilich in einer sehr langsamen Entwicklung, die eigentlich sogenannten Pächter, die das Land mit ihrem eigenen Kapital bestellten, und dem Grundeigentümer eine bestimmte Rente bezahlten.

108. Wenn solche Pächter ihre Pacht auf eine Reihe von Jahren haben, so finden sie es zuweilen in ihrem Interesse, einen Teil ihres Kapitals zur Bodenverbesserung aufzuwenden; denn sie können wohl erwarten, daß sie es mit einem großen Gewinn vor Ablauf der Pachtzeit wiedererhalten.

109. Doch war auch der Besitz solcher Pächter lange Zeit etwas unsicher und ist es in vielen Teilen Europas noch.

110. Sie konnten durch einen neuen Käufer vor Ablauf ihrer Zeit gesetzlich aus der Pacht herausgesetzt werden, in England sogar durch die erdichtete Klage auf öffentliche Besitzeinziehung.

111. Waren sie ungesetzlich und gewalttätig von ihrem Herrn vertrieben worden, so war die Hilfe, die sie bei dem Richter fanden, immer nur eine sehr unvollkommene.

112. Sie wurden nicht immer in das Gut wieder eingesetzt, sondern empfangen einen Schadenersatz, der niemals ihrem wirtschaftlichen Verlust gleichkam.

113. Selbst in England, wo die Landleute (Yeomanry) immer die meiste Achtung genossen, wurde doch erst um das 14. Jahr Heinrich VII. die Auswerfungsklage erfunden, durch die der Pächter nicht bloß Schadenersatz, sondern Besitz erlangt und bei der sein Anspruch nicht notwendig durch eine einzige Sitzung des Gerichtes entschieden wird.

114. Diese Klage ist als ein so kräftiges Rechtsmittel befunden worden, daß in der neueren Praxis selbst der Grundeigentümer, wenn er auf Wiedereinsetzung in Güter klagt, selten von denjenigen Klagen Gebrauch macht, die ihm eigentlich zukommen, sondern im Namen seines Pächters die Auswerfungsklage anstrengt.

115. In England ist also die Sicherheit des Pächters so groß wie die des Eigentümers.

116. Zudem ist in England eine Pacht auf Lebenszeit, die vierzig Schilling Pachtzins gibt, einen Freigut, das seinen Inhaber berechtigt, für ein Parlamentsglied seine Stimme zu geben, und da ein großer Teil der Landleute solche Freigüter hat, so wird dieser ganze Stand der Yeomanry wegen der politischen Wichtigkeit, die sie durch das Stimmrecht erlangen, in der Achtung ihrer Grundherren gehoben.

117. Es gibt, glaube ich, nirgends in Europa, außer in England, Beispiele von Pächtern, die auf solchem Land, das nicht zu ihrer Pacht gehört, Gebäude errichten und zu der Ehrenhaftigkeit ihres Grundherren das Vertrauen haben, daß er sich eine so wichtige Gutsverbesserung nicht zunutze machen werde.

118. Diese den Landleuten so günstigen Gesetze und Gewohnheiten haben vielleicht mehr zu der gegenwärtigen Größe Englands beigetragen als alle seine vielgerühmten Handelsverordnungen zusammengekommen.

119. Das Gesetz, das auch die längsten Pachtverträge gegen alle Gutsnachfolger sicherstellt, ist, so viel ich weiß, Großbritannien allein eigen.

120. Es wurde in Schottland schon 1449 von Jakob II. gegeben.

121. Doch ist sein wohltätiger Einfluß durch die Fideikomnisse sehr gehemmt worden, indem die Erben von Fideikommissen gewöhnlich keine Pachtverträge auf längere Zeit, oft nur auf ein Jahr gewähren durften.

122. Eine Parlamentsakte in unseren Tagen hat ihre Fesseln in diesem Punkt etwas

gelockert, obgleich sie immer noch viel zu eng sind.

123. Da zudem in Schottland kein Pachtgut ein Stimmrecht bei Parlamentswahlen gibt, so ist der Landmann in den Augen seines Gutherrn dort weniger geachtet als in England.

124. In anderen Teilen Europas hat man es zwar angemessen gefunden, die Pächter gegen die Erben und Käufer zu schützen.

125. Aber man beschränkte diesen Schutz doch nur auf einen sehr kleinen Zeitraum, in Frankreich zum Beispiel auf neun Jahre vom Anfang der Pacht an gerechnet.

126. Zwar ist er in diesem Land vor kurzem auf siebenundzwanzig Jahre ausgedehnt worden; aber auch dieser Zeitraum ist noch zu kurz, den Pächter zu den so wichtigen Verbesserungen aufzumuntern.

127. Früher waren die Grundeigentümer in allen Ländern Europas zugleich die Gesetzgeber.

128. Daher wurden auch die die Ländereien betreffenden Gesetze nach dem abgemessen, was für den Vorteil des Eigentümers galt.

129. So dachte man sich, daß es in seinem Interesse liege, wenn kein von seinen Vorfahren bewilligter Pachtvertrag ihn auf lange Zeit daran hindere, vom vollen Wert seines Landes den Genuß zu haben.

130. Habsucht und Ungerechtigkeit sind immer kurzsichtig, und man sah nicht voraus, wie sehr diese Anordnung von Verbesserungen abhalten und dadurch mit der Zeit dem wahren Interesse der Grundeigentümer schaden müßte.

131. Außerdem nahm man vor alters an, daß die Pächter nicht nur die Rente zu zahlen hätten, sondern auch noch zu einer Menge von Diensten gegen den Grundherrn verbunden wären, die selten in dem Vertrag ausdrücklich benannt oder nach einer sicheren Regel bestimmt waren und sich vielmehr nur nach dem Bedarf des Edelhofes oder der Baronie richteten.

132. Daher unterwarfen diese Dienste, so willkürlich wie sie waren, den Pächter mancherlei Bedrückungen.

133. In Schottland hat die Abschaffung aller der Dienste, die nicht ausdrücklich in dem Vertrag geregelt sind, innerhalb weniger Jahre den Zustand der Landleute wesentlich verbessert.

134. Die Staatseinkünfte, zu denen die Landleute verpflichtet waren, waren nicht weniger willkürlich als jene privaten Dienste.

135. Das Bauen und Unterhalten der Landstraßen, ein Dienst, der, wie ich glaube, in allen Ländern, wenn auch nicht überall gleich drückend, doch immer noch fortbesteht, war nicht der einzige Dienst.

136. Wenn die Truppen des Königs, sein Hofstaat oder seine Beamten, durch einen Teil des Landes zogen, so war die Yeomanry verpflichtet, ihnen Pferde, Wagen und Lebensmittel um einen Preis zu stellen, den die Hoflieferanten festsetzten.

137. Großbritannien ist, glaube ich, die einzige Monarchie in Europa, wo diese Lieferungsbedrückung ganz aufgehört hat.

138. In Frankreich und Deutschland besteht sie (1775) noch.

139. Die Staatsabgaben, die die Pächter zu leisten hatten, waren ebenso unregelmäßig und drückend wie die Dienste.

140. So sehr sich die alten Barone auch dagegen sperrten, dem Landesherrn eine Geldsteuer zu entrichten, so gaben sie es doch gern zu, daß er ihre Grundeigenen, wie sie es nannten, besteuerte, und hatten nicht Einsicht genug, um im voraus zu erkennen, wie sehr dies am Ende ihr eigenes Einkommen treffen müßte.

141. Die Taille, wie sie noch in Frankreich besteht, kann als ein Beispiel jener alten Besteuerung dienen.

142. Sie ist eine Abgabe auf die mutmaßlichen Gewinne des Pächters, die man nach dem Kapitalvorrat schätzt, den er in der Pachtung stecken hat.

143. Es liegt folglich in seinem Interesse, daß er so wenig wie möglich zu besitzen scheine und eben deshalb so wenig wie möglich auf den Anbau oder gar nicht auf die Verbesserung des Landes wende.

144. Sollte sich auch ein Kapital in der Hand eines französischen Pächters sammeln, so würde die Taille doch wie ein Verbot wirken, daß es nicht in der Landwirtschaft angelegt würde.

145. Überdies ist diese Abgabe entehrend für jeden, der ihr unterworfen ist, da sie ihn nicht nur unter den Rang eines Edelmannes, sondern selbst unter den eines Staatsbürgers stellt; wer aber Grundrente bezahlt, unterliegt jener Abgabe.

146. Eine solche Herabsetzung wird sich weder ein Edelmann noch selbst ein Staatsbürger, der Kapital besitzt, unterziehen.

147. Es hindert also jene Abgabe nicht nur das Kapital, das auf dem Lande angesammelt wird, daran, daß es zur Bodenverbesserung verwendet werde, sondern sie macht auch alle übrigen Kapitalien dieser Anlageart abwendig.

148. Die alten Zehnten oder Fünfzehnten, die früher in England so üblich waren, scheinen, sofern sie die Ländereien betrafen, eben solche Abgaben gewesen zu sein wie die Taille.

149. Unter allen diesen Entmutigungen ließ sich nur wenig Bodenverbesserung von den Landbauern erwarten.

150. Diese Klasse von Leuten ist selbst bei aller Freiheit und Sicherheit, die ihr das Gesetz gewährt, immer bei Bodenverbesserungen in einer sehr ungünstigen Lage.

151. Der Pächter ist im Vergleich mit dem Eigentümer wie ein Kaufmann, der mit geborgtem Geld handelt, verglichen mit einem anderen, der seine Handlung mit eigenem Geld betreibt.

152. Das Kapital beider kann Verbesserungen bewirken, aber das des einen wird bei gleich guter Anwendung die Verbesserungen stets langsamer zustande bringen als das des anderen, weil ein so großer Teil des Gewinnes für die Zinsen des Darlehens draufgeht.

153. Ebenso müssen Ländereien, die von dem Pächter angebaut werden, sich bei gleich gutem Verfahren weit langsamer verbessern als solche Ländereien, die der Eigentümer anbaut.

154. Denn es geht bei ersterem ein großer Teil des Produktes, den der Pächter, wäre er Eigentümer gewesen, auf eine weitere Bodenverbesserung verwendet haben würde, auf die Rente auf.

155. Dazu kommt, daß der Stand eines Pächters der Natur der Dinge nach geringer ist als der eines Eigentümers.

156. In dem größeren Teil Europas werden die Landleute für eine geringere Klasse von Leute gehalten, als selbst die bessere Klasse von Handelsleuten und Handwerkern, und in allen Teilen Europas gelten sie für geringer als die großen Kaufleute und Fabrikanten.

157. Darum wird der Fall selten eintreten, daß jemand mit ansehnlichem Kapital den höheren Stand verlassen und in den niederen eintreten mag.

158. Selbst in dem gegenwärtigen Zustand Europas ist es deshalb nicht wahrscheinlich, daß viel Kapital aus irgendeiner anderen Beschäftigung auf die Pachtwirtschaft übergehen werde.

159. Mehr geschieht es vielleicht in Großbritannien als in irgendeinem anderen Land, obgleich auch hier die großen Kapitalien, die in Pachtwirtschaften angelegt werden, auch gewöhnlich in Pachtwirtschaften erworben sind, das heißt also auf einem Erwerbsweg, auf dem Kapitalien gewöhnlich am aller langsamsten erworben werden.

160. Trotzdem sind in allen Ländern nächst den kleinen Eigentümern die reichen und großen Pächter die Hauptverbesserer.

161. Das sind sie vielleicht in England noch mehr als in jeder anderen europäischen Monarchie.

162. In den Republiken Holland und Bern sollen die Pächter nicht hinter den englischen zurückstehen.

163. Die alte europäische Wirtschaftspolitik war noch in anderen Hinsichten der Landwirtschaft, ob sie vom Eigentümer oder vom Pächter getrieben wurde, ungünstig.

164. Sie war es erstens durch das allgemeine Verbot, Getreide ohne besondere

Erlaubnis auszuführen, eine fast überall beliebte Maßregel; zweitens aber durch die Beschränkungen, die sie mittels der törichtesten Gesetze gegen Aufkäufer, Höker und Vorkäufer und mittels der Meß- und Marktprivilegien nicht bloß auf den inländischen Getreidehandel, sondern überhaupt auf den Handel mit fast allen Produkten der Landwirtschaft legte.

165. Es ist bereits oben gezeigt worden, auf welche Weise das Verbot, Getreide auszuführen, und die Aufmunterung, fremdes Getreide einzuführen, die Landeskultur des alten Italien, das durch seine Natur das fruchtbarste europäische Land und zu jener Zeit der Sitz des größten Weltreiches war, gehemmt wurde.

166. Bis zu welchem Grad aber solche auf den inländischen Getreidehandel gelegten Beschränkungen, verbunden mit einem allgemeinen Ausfuhrverbot, von der Bodenkultur weniger fruchtbarer, und weniger begünstigter Länder abschrecken mußte, das übersteigt vielleicht alle Vorstellung.

§ 11 Stadt¹³

1. Die Einwohner der großen und kleinen Städte waren nach dem Fall des römischen Reiches nicht besser dran als die des offenen Landes.

2. In der Tat waren sie eine von den ersten Einwohnern der alten griechischen und italienischen Republiken ganz verschiedene Klasse von Menschen.

3. Jene bestand vornehmlich aus Landeigentümern, unter die das Staatsgebiet ursprünglich verteilt war, und die es vorteilhaft fanden, sich nahe aneinander anzubauen und ihre Häuser zu gemeinsamer Verteidigung mit einer Mauer zu umgeben.

4. Dagegen scheinen die Landeigentümer nach dem Fall des römischen Reiches gewöhnlich in befestigten Schlössern, auf ihrem eigenen Grund und Boden und mitten unter ihren Grundeigenen und Leuten gelebt zu haben.

¹³ Drittes Buch, drittes Kapitel in Auszügen

5. Die Städte wurden hauptsächlich von Handelsleuten und Handwerkern bewohnt, die damals zu dem Stand der Sklaven gehörten, oder nicht viel über denselben erhaben waren.

6. Die Privilegien, die man in alten Dokumenten den Einwohnern einiger der vornehmsten Städte von Europa bewilligt findet, zeigen zur Genüge, was sie vor jenen Bewilligungen gewesen sein mögen.

7. Leuten, denen es als ein Privileg bewilligt wird, daß sie ihre Töchter ohne die Erlaubnis ihres Herrn verheiraten dürfen, daß bei ihrem Tod ihre eigenen Kinder und nicht ihr Herr ihre Güter erben soll, und daß sie über ihr bewegliches Vermögen letztwillig verfügen dürfen, müssen sich vor jenen Bewilligungen entweder ganz oder doch fast ganz im gleichen Zustand der Leibeigenschaft befunden haben wie die Bauern auf dem Land.

8. Sie scheinen in der Tat eine sehr arme, niedrige Menschenklasse gewesen zu sein, die gleich den heutigen Hausierern mit ihren Waren von Ort zu Ort und von Markt zu Markt zu ziehen pflegte.

9. In allen europäischen Ländern wurden damals ebenso wie heute noch in manchen tatarischen Staaten Asiens von den Personen und Gütern der Reisenden Abgaben erhoben, wenn sie durch gewisse Edelhöfe kamen, über gewisse Brücken gingen, ihre Waren von Jahrmarkt zu Jahrmarkt führten und auf dem Markt eine Verkaufsbude oder einem Kramstand errichteten.

10. Diese Abgaben waren in England unter dem Namen von Passierzoll, Brückenzoll, Lastgebühr und Marktgeld bekannt.

11. Bald bewilligte der König, bald ein großer Lord, der, wie es scheint, in manchen Fällen die Macht dazu hatte, einzelnen Handelsleuten, zumal solchen, die auf seinen Domänen wohnten, eine allgemeine Befreiung von diesen Abgaben.

12. Solche Handelsleute wurden, obgleich sie in anderer Beziehung noch zum Stand der Sklaven gehörten oder nicht viel

mehr waren, um jener Befreiung willen Freihändler genannt.

13. Dagegen pflegten sie nun ihrem Schutzherrn eine Art von jährlicher Kopfsteuer zu zahlen.

14. Denn in jenen Zeiten wurde Schutz selten ohne ansehnliche Vergütung gewährt, und jene Abgabe mochte wohl als ein Ersatz für das angesehen werden, was ihre Patrone durch die Abgabebefreiung verloren.

15. Anfänglich scheinen sowohl jene Kopfsteuer als auch diese Befreiungen durchaus persönlich gewesen zu sein, und nur einzelne Individuen entweder zeitlebens oder nach Gutdünken ihrer Schutzherrn getroffen zu haben.

16. In den sehr unvollständigen Nachrichten, die aus dem Domesday - book über manche Städte Englands veröffentlicht worden sind, wird oft bald der Abgaben, die einzelne Stadtbürger für jenen Schutz an den König oder an einen anderen großen Herrn zahlten, und bald des allgemeinen Betrages aller solcher Abgaben zusammengekommen Erwähnung getan.

17. So sklavisch aber auch der Stand der Stadtbewohner ursprünglich gewesen sein mag, so ist doch ganz klar, daß sie weit früher zur Freiheit und Unabhängigkeit gelangten als die Bauern auf dem Land.

18. Derjenige Teil von den Einkünften des Königs, der aus solchen Kopfsteuern in jeder einzelnen Stadt entsprang, wurde gewöhnlich gegen eine bestimmte Rente bald an den Sheriff der Grafschaft und bald an andere Leute auf eine Reihe von Jahren verpachtet.

19. Oft erlangten die Stadtbürger Kredit genug, um zu der Pacht der Steuern, die aus ihrer eigenen Stadt zu erheben waren, zugelassen zu werden, in welchem Fall sie samt und sonders für die ganze Rente haften mußten.

20. Eine Pacht auf diese Weise auszugeben, war ganz in der Art der, wie ich glaube, damals üblichen Ökonomie der Fürsten in allen Ländern Europas.

21. Denn sie überließen oft ganze Herrschaften allen Grundeigenen derselben pachtweise, so daß diese samt und sonders für die ganze Rente haften mußten, dafür aber auch die Eintreibung ganz nach ihrem Gutdünken besorgen durften, und die Rente durch ihre eigenen Amtleute in die königliche Schatzkammer zahlen konnten.

22. Dies machte sie von der Zudringlichkeit der königlichen Beamten frei, was man in jener Zeit als äußerst wichtig ansah.

23. Anfänglich wurde die Pacht der Stadt wahrscheinlich den Bürgern ebenso bloß auf eine Reihe von Jahren überlassen, wie allen anderen Pächtern.

24. Im Laufe der Zeit jedoch scheint es allgemeine Praxis geworden zu sein, sie ihnen erbpachtlich, das heißt für immer zu erteilen, wobei eine bestimmte Rente festgesetzt wurde, die später niemals abgeändert werden durfte.

25. Da auf diese Weise die Zahlung eine immerwährende geworden war, so wurden natürlich auch die Befreiungen, für die jene entrichtet wurde, immerwährende.

26. Diese Befreiung hörten nun auf, persönlich zu sein und konnten später nicht mehr als Vorrechte einzelner Personen, sondern nur als Vorrechte von Bürgern einer gewissen Stadt betrachtet werden, die infolgedessen aus demselben Grund eine Freistadt hieß, aus welchen jene Personen Freibürger oder Freihändler genannt worden waren.

27. Zugleich mit dieser Bewilligung wurden den Bürgern der Stadt die wichtigen oben genannten Privilegien erteilt, daß sie ihre Töchter nach eigenem Gefallen verheiraten dürften, daß ihre Kinder ihnen im Erbe folgen sollten, und daß sie über ihr bewegliches Vermögen letztwillig verfügen könnten.

28. Ob Privilegien dieser Art schon früher einzelnen Bürgern als einzelnen zugleich mit der Handelsfreiheit bewilligt zu werden pflegten, weiß ich nicht.

29. Ich halte es jedoch nicht für unwahrscheinlich, obgleich ich keinen direkten Beweis dafür beizubringen habe.

30. Wie dem auch sei, so wurden die Stadtbürger, jetzt wenigstens, nachdem so die Hauptattribute der Leibeigenschaft und Sklaverei von ihnen genommen waren, wirklich frei im heutigen Sinne des Wortes Freiheit.

31. Dies war aber noch nicht alles.

32. Sie wurden gewöhnlich zu gleicher Zeit zu einer Gemeinde oder Korporation erhoben und erhielten das Privileg, ihre eigenen Obrigkeiten und ihren Stadtrat zu haben, Verwaltungsgesetze für sich zu machen, Mauern zu ihrem Schutz aufzuführen und alle ihre Einwohner unter eine Art militärische Disziplin zu bringen, indem sie sie zum Wachen und Hüten, das heißt, wie man es damals verstand, zur Beschützung und Verteidigung jener Mauern gegen alle Angriffe und Überfälle sowohl bei Nacht als bei Tag verpflichteten.

33. In England wurden sie in der Regel von der Kantons- und Grafschaftsgerichtsbarkeit befreit, und alle Rechtsstreitigkeiten, die unter ihnen vorkamen, wurden mit Ausnahme derer, die die Krone angingen, der Entscheidung ihrer Obrigkeiten überlassen.

34. In anderen Ländern wurde ihnen oft eine noch weit größere und ausgedehntere Gerichtsbarkeit bewilligt.

35. Auch war es wohl notwendig, solchen Städten, die ihre eigenen Einkünfte in Pacht hatten, auch eine gewisse zwingende Gerichtsbarkeit zu verleihen, um ihre Bürger zur Zahlung anhalten zu können.

36. Es würde in jenen wirren Zeiten höchst nachteilig gewesen sein, wenn man sie diese Art von Justiz bei einem anderen Tribunal hätte nachsuchen lassen sollen.

37. Gleichwohl muß es auffallend erscheinen, daß die Fürsten aller Länder Europas auf diese Weise für eine bestimmte und niemals vermehrbare Rente jenen Zweig ihres Einkommens hingegeben haben, der vielleicht unter allen am ehesten bloß durch den natürlichen Lauf der Dinge, ohne daß es ihnen selbst Kosten oder Mühe verursachte, eine Vermehrung hoffen ließ, und sie überdies auf solche Weise von frei-

en Stücken eine Art von unabhängiger Republik im Herzen ihrer eigenen Reiche errichteten.

38. Um dies zu verstehen, muß man sich erinnern, daß damals vielleicht in keinem europäischen Staat ein Landesherr imstande war, im ganzen Umfang seines Gebietes den schwächeren Teil seiner Untertanen gegen die Bedrückung der Großen zu schützen.

39. Diejenigen, die das Gesetz nicht beschützen konnte, und die nicht stark genug waren, sich selbst zu verteidigen, mußten entweder zu dem Schutz eines Großen ihre Zuflucht nehmen, und um ihn zu erhalten, seine Sklaven oder seine Vasallen werden, oder sie mußten unter sich ein gemeinsames Schutz- und Trutzbündnis schließen.

40. Die Einwohner der Städte und Flecken hatten, einzeln betrachtet, nicht Macht genug, sich zu verteidigen; gingen sie aber mit ihren Nachbarn ein Schutzbündnis ein, so waren sie wohl imstande, einen nicht unbeträchtlichen Widerstand zu leisten.

41. Die großen Herren verachteten die Stadtbürger, in denen sie nicht nur eine ganz andere Klasse von Leuten, sondern ein Stück emanzipierter Sklaven sahen, die beinahe zu einer anderen Gattung als sie selbst gehörten.

42. Der Wohlstand der Bürger weckte stets ihren Neid und Unwillen, und sie plünderten sie bei jeder Gelegenheit ohne Gnade und ohne alles Gewissen.

43. Natürlich haßten und fürchteten die Bürger wieder die Großen.

44. Auch der König haßte und fürchtete diese; die Bürger hingegen mochte er wohl verachten, hatte aber keinen Grund, sie zu hassen oder zu fürchten.

45. So machte ein gegenseitiges Interesse die Bürger geneigt, den König zu unterstützen, und den König geneigt, ihnen gegen die Großen zu helfen.

46. Sie waren die Feinde seiner Feinde, und es lag in seinem Interesse, sie gegen diese Feinde so sicher und unabhängig zu stellen, wie er konnte.

47. Indem er ihnen erlaubte, ihre eigenen Obrigkeiten zu wählen, und ihnen das Recht gab, sich selbst Verwaltungsgesetze zu machen, Mauern zu ihrer Verteidigung zu bauen und alle Einwohner unter eine Art von militärischer Disziplin zu stellen, gab er ihnen alle die Mittel zur Sicherheit und Unabhängigkeit, die ihnen zu geben er imstande war.

48. Ohne die Errichtung einer regelmäßigen Verfassung dieser Art und ohne die Macht, die Stadtbewohner zum Handeln nach einem gemeinsamen Plan zu nötigen, hätte ihnen niemals ein wechselseitiges Schutzbündnis dauerhafte Sicherheit verschaffen oder sie instand setzen können, dem König große Hilfe zu leisten.

49. Indem dieser ihnen die Einkünfte ihrer Stadt in Erbpacht gab, benahm er denen, die er zu Freunden und, kann man sagen, zu seinen Verbündeten zu haben wünschte, allen Grund zur Eifersucht und zu dem Verdacht, daß er sie später etwa durch Erhöhung der Pachtrente oder durch Vergebung derselben an einen anderen Pächter drücken werde.

50. Daher scheinen diejenigen Fürsten, die mit ihren Baronen am meisten auf gespanntem Fuße lebten, in Bewilligungen an ihre Stadtbürger am freigebigsten gewesen zu sein.

51. Der König Johann von England zum Beispiel erscheint als ein außerordentlicher Wohltäter seiner Städte.

52. Philipp I. von Frankreich verlor alles Ansehen über seine Barone; gegen das Ende seiner Regierung zog aber sein Sohn Ludwig, - später bekannt unter dem Namen Ludwig der Dicke -, wie der Vater Daniel berichtet, die Bischöfe seines Königreichs darüber zu Rate, welches die geeignetsten Mittel sein dürften, die Gewalt der großen Herren einzuschränken.

53. Ihr Rat bestand in zweierlei Vorschlägen.

54. Der eine war der, eine neue Gerichtsbarkeit zu errichten, indem man in jeder größeren Stadt der königlichen Erblande Obrigkeiten und einen Stadtrat ein-

führte; der andere der, eine neue Miliz zu bilden und die Einwohner jener Städte unter der Anführung ihrer eigenen Obrigkeiten zum Beistand des Königs ausziehen zu lassen, so oft es die Umstände erforderten.

55. Von diesem Zeitpunkt an muß man, den französischen Altertumsforschern zufolge, die Einführung der Obrigkeiten und Stadträte in Frankreich datieren.

56. In Deutschland war es unter den unglücklichen Regierungen der Fürsten aus dem schwäbischen Hause, daß der größte Teil der freien Städte seine ersten Privilegien erhielt, und daß der berühmte hanseatische Bund fürchterlich zu werden begann.

57. Die Stadtmiliz scheint damals nicht hinter der Landmiliz zurückgeblieben zu sein, und da sie bei plötzlichen Vorkommnissen schneller versammelt werden konnte, so gewann sie oft in ihren Streitigkeiten mit den benachbarten Herren die Oberhand.

58. In Ländern wie Italien und der Schweiz, in denen der Landesherr wegen ihrer Entfernung vom Hauptsitz der Regierung oder wegen der natürlichen Stärke des Landes oder aus irgendeinem anderen Grunde nach und nach sein ganzes Ansehen verlor, wurden die Städte in der Regel unabhängige Republiken und unterjochten den ganzen Adel in ihrer Gegend; sie zwangen ihn, seine Schlösser auf dem Land niederzureißen und gleich anderen friedlichen Leuten in der Stadt zu wohnen.

59. Dies ist die kurze Geschichte der Republik Bern sowie mancher anderen Städte in der Schweiz.

60. Es ist, nimmt man Venedig aus, da dessen Geschichte etwas anders war, die Geschichte aller bedeutenderen italienischen Republiken, deren eine so große Anzahl zwischen dem Ende des 12. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts entstand und unterging.

61. In Ländern wie Frankreich und England, wo das Ansehen des Landesherrn, wenngleich es oft sehr gering war, doch niemals ganz erlosch, hatten die Städte kei-

ne Gelegenheit, völlig unabhängig zu werden.

62. Indes wurden sie doch so ansehnlich, daß der Landesherr ihnen ohne ihre Einwilligung außer der festgesetzten Pachtrente der Stadt keine Abgaben auferlegen konnte.

63. Sie wurden daher aufgefordert, Abgeordnete zu der allgemeinen Ständeverammlung des Königreichs zu schicken, um im Verein mit der Geistlichkeit und den Baronen dem König bei dringenden Angelegenheiten außerordentliche Hilfe zu bewilligen.

64. Da sie seine Macht gewöhnlich weit mehr begünstigten als die Großen, so scheint er ihre Abgeordneten in jenen Versammlungen manchmal als ein Gegengewicht gegen die Macht der letzteren gebraucht zu haben.

65. Hieraus entsprang die Repräsentation der Städte in den Generalstaaten aller großen europäischen Monarchien.

66. Auf diese Weise wurde zu einer Zeit, wo die Bewohner des offenen Landes noch jeder Art von Gewalttätigkeit ausgesetzt waren, in den Städten Ordnung und eine gute Regierung und mit diesen zugleich Freiheit und Sicherheit der Individuen gegründet.

67. In einem verteidigungslosen Zustand begnügen sich die Menschen natürlich mit ihrem notwendigen Unterhalt, weil sie nur die Ungerechtigkeit ihre Unterdrücker wecken würden, wenn Sie mehr erwürben.

68. Sind sie hingegen sicher, die Früchte ihres Fleißes zu genießen, so strengen sie sich natürlich an, ihre Lage zu verbessern und nicht nur das Notwendige, sondern auch die Bequemlichkeiten und feineren Genüsse des Lebens zu erwerben.

69. Daher fand sich jene Gewerbetätigkeit, die auf etwas mehr als den notwendigen Unterhalt ausgeht, weit früher in den Städten als bei den Bewohnern des offenen Landes ein.

70. Wenn sich in den Händen eines armen Bauern, der durch den knechtischen Zustand der Leibeigenschaft niedergedrückt

war, ein kleiner Vorrat sammelte, so pflegte er ihn natürlich vor seinem Herrn, dem er sonst zugefallen wäre, aufs sorgfältigste zu verbergen und die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, in eine Stadt zu entfliehen.

71. Das Gesetz war damals so nachsichtig gegen die Städter und so begierig, die Macht der Lords über die Landbewohner zu verkleinern, daß der Flüchtling, hatte er sich nur ein Jahr lang vor der Verfolgung seines Herrn zu sichern gewußt, auf immer frei war.

72. So zog aller Vorrat, der sich in den Händen des fleißigen Teils der Landbewohner sammelte, natürlich in die Städte, die einzigen Zufluchtsorte, in denen er dem Erwerber sicher war.

73. Es ist wahr, die Einwohner einer Stadt müssen zuletzt immer ihren Unterhalt und alle Stoffe und Mittel ihrer Industrie vom Lande empfangen.

74. Doch sind die Einwohner einer Stadt, die entweder an der Meeresküste oder an den Ufern eines schiffbaren Flusses liegt, nicht notwendig darauf beschränkt, alles aus der Umgegend zu beziehen.

75. Sie haben einen viel weiteren Spielraum und können, was sie brauchen, aus den entlegensten Winkeln der Welt holen, indem sie es entweder gegen ihre Manufakturzeugnisse eintauschen oder die Fuhrleute zwischen fremden Ländern machen und die Erzeugnisse des einen gegen die des anderen umtauschen.

76. Auf solche Weise kann eine Stadt zu großem Wohlstand und Glanz gelangen, während nicht nur das Land in ihrer Nähe, sondern auch alle Länder, mit denen sie Handel treibt, in Armut und Kümmerlichkeit verbleiben.

77. Jedes dieser Länder, einzeln genommen, könnte der Stadt vielleicht nur einen kleinen Teil ihres Unterhalts oder ihrer Beschäftigung gewähren, aber alle zusammen sind sie imstande, ihr Unterhalt und Beschäftigung im reichsten Maße zu verschaffen.

78. Indes gab es doch in dem engen Handelskreis jener Zeiten einige Länder, die reich und unternehmend waren.

79. Dahin gehört das griechische Reich, solange es bestand, und das Reich der Sarazenen während der Herrschaft der Abasiden, sowie ferner auch Ägypten, ehe es von den Türken erobert wurde, ein Teil der Küsten der Berber und alle Provinzen Spaniens, die unter der Herrschaft der Mauren standen.

80. In Europa scheinen die italienischen Städte die ersten gewesen zu sein, die sich durch den Handel zu einem hohen Grad von Wohlstand aufschwangen.

81. Italien lag in der Mitte desjenigen Teils der Welt, der damals der gebildete und zivilisierte war.

82. Auch die Kreuzzüge, die doch durch die große Verschwendung von Kapital und die Vertilgung des Landeseinwohner, die sie in ihrem Gefolge hatte, die Fortschritte der meisten europäischen Länder notwendig aufhalten mußten, waren dem Aufschwung der italienischen Städte äußerst günstig.

83. Die großen Heere, die von allen Seiten her zur Eroberung des heiligen Landes auszogen, gaben der Schifffahrt Venedigs, Genuas und Pisas teils durch den Transport der Heere, aber immer durch Zufuhr der Lebensmittel außerordentliche Aufmunterung.

84. Jene waren gleichsam die Heereslieferanten, und so wurde der größte Wahnsinn, der jemals die europäischen Völker befallen hat, eine Quelle des Reichtums für jene Republiken.